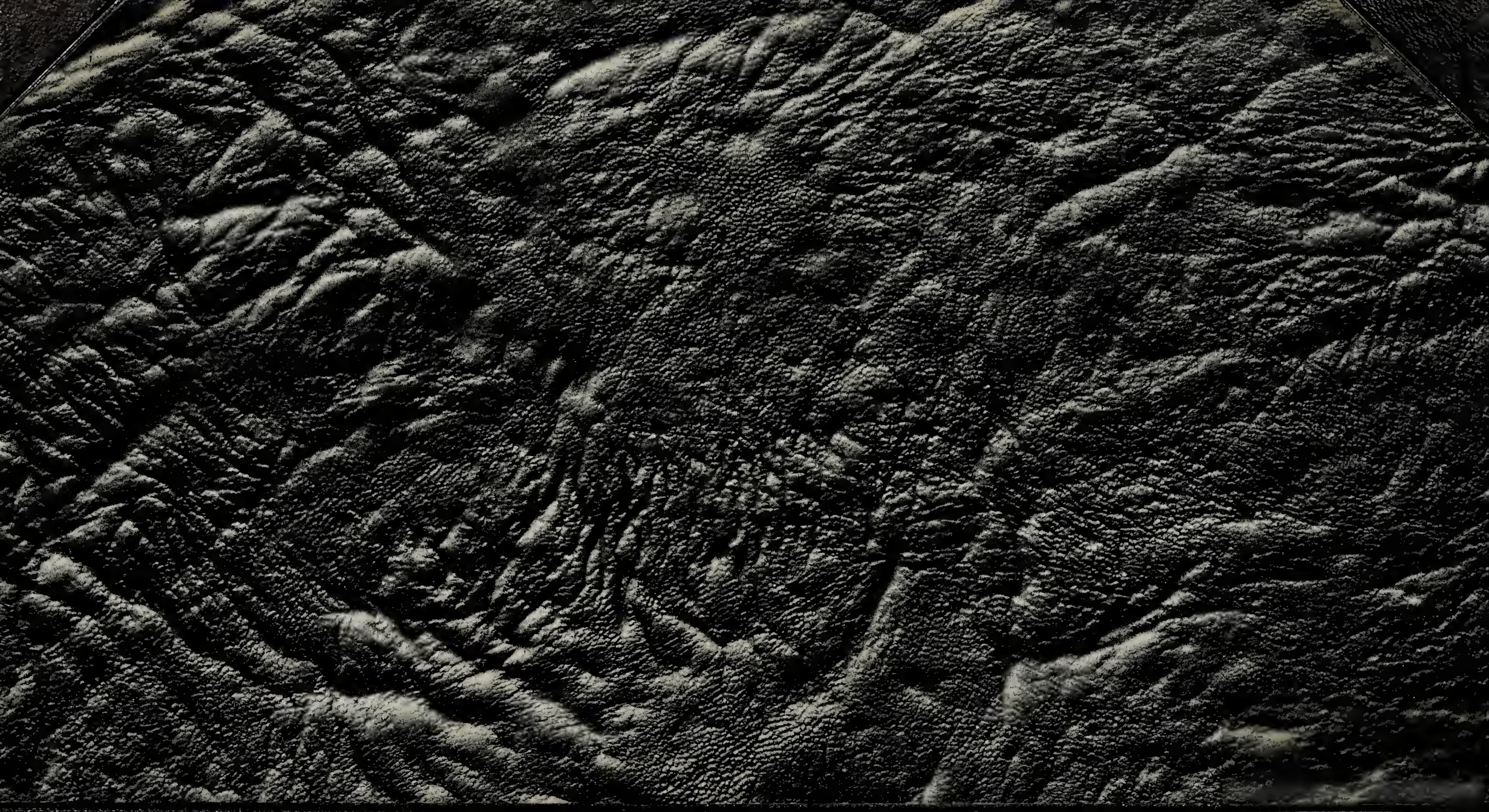


3.25.14.

Library of the Theological Seminary,

PRINCETON, N. J.

BT 10 .F87 v.3:1

F ur Gottes Wort und Luthers
Lehr

Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

https://archive.org/details/furgotteswortund334unse

Für Gottes Wort und Luthers Lehr!

Biblische Volksbücher, herausgegeben von Lic. theol. Dr. phil. **Johann Rump**, Pfarrer in Bremen-Seehausen.

Reihe III. Heft 3/4.

Die Gleichnisse des Herrn

von

Professor D. **Fr. Hashagen**,
Rostock.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1910.

Inhalt.

Seite

Einleitung 5

Kapitel I.

Die Gleichnisse des Herrn im Neuen Testament . . 13

§ 1. Verwendung der Gleichnisse 13
§ 2. Bedeutung des Gleichnisworts 15
§ 3. Drei Perioden in der Verwendung des Gleichnisses . . . 15
§ 4. Chronische und akute Veranlassung des Gebrauchs von Gleichnissen 19
§ 5. Begriff des Gleichnisses 23
§ 6. Unsere Stellung zu den Gleichnissen des Herrn 29
§ 7. Unterschied der Gleichnisse des Herrn von der entsprechenden Gattung menschlicher Literatur 31
§ 8. Das Gleichnis des Herrn gegenüber der weltlichen Fabel . 39
§ 9. Unhaltbarkeit der naturalistischen Auslegung der Gleichnisse Jesu 46

Kapitel II.

Die Gleichnisse des Herrn, angewendet auf eigentümliche Bedürfnisse im religiösen und moralischen Leben der Gegenwart 59

A. Das Volksleben 62

§ 1. Charakterisierung unseres Volkslebens am Maßstabe des Evangeliums 63
§ 2. Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der Loslösung des Volkslebens vom Evangelium 69
§ 3. Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der falsch angemaßten absoluten Selbständigkeit des natürlichen menschlichen Willens 77
§ 4. Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der Behauptung, daß außer dem Reiche Gottes und dem Reiche Satans noch ein drittes Reich, das Reich der absoluten Humanität vorhanden sei 88

Seite

B. Das kirchliche Leben 99

§ 5. Einwirkungen aus dem Volksleben auf das Leben der Kirche 100

§ 6. Die Gleichnisse des Herrn in ihrer Beziehung auf den Dienst, den die Kirche dem Volke zu leisten hat 103

§ 7. Die Gleichnisse des Herrn gegenüber dem falschen Suchen nach göttlicher Wahrheit 109

§ 8. Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der selbstgewissen natürlichen Forschung in göttlichen Dingen 125

Schluß.

Gericht und Gnade, Gnade und Gericht in den Gleichnissen des Herrn 130

Die Gleichnisse des Herrn,

im besonderen gegenüber eigentümlichen Bedürfnissen im religiösen und sittlichen Leben der Gegenwart.

Einleitung.

Es war eine große Stunde in der Geschichte des ewigen Reiches Gottes auf Erden, als in unserm Herrn Jesu Christo und seinem Worte sich des Propheten Weissagung erfüllte: „Ich will meinen Mund auftun in Gleichnissen und will aussprechen die Heimlichkeiten von Anfang der Welt" (Matth. 13, 35).

Eine große Stunde! Denn diese Geheimnisse Gottes waren im ganzen Verlauf der Zeit bis dahin nie so offenbart und den Menschen, trotz ihres bleibenden geheimnisvollen Charakters, so klar veranschaulicht worden, wie dies jetzt durch den Herrn in seinen Gleichnissen verwirklicht wurde. — Eine große Stunde! Denn, was der Herr davon in seinen Gleichnissen darstellte, ist im ganzen, seitdem verflossenen Lauf der Geschichte als etwas durchaus Einzigartiges für sich allein, unerreicht, unverändert geblieben und zu einer Erledigung der größten religiösen und sittlichen Bedürfnisse und Fragen gediehen, die niemand umbilden, ergänzen, weiterführen kann, die damals abschloß, die jetzt abschließt und die in aller Zukunft sich als abschließend erweisen wird.

Vergegenwärtigen wir uns vorläufig und in einem Überblick diese Bedürfnisse und Fragen! In unserm religiösen und sittlichen Sein und Werden hängt ja alles davon ab: Ist unser

Leben Gottes Gabe? Verdanken wir ihm alle Lebensgüter? Gewinnt unser Leben erst dann den rechten Inhalt, die rechte Kraft, das rechte Ziel, wenn wir aus Gott, in ihm, für ihn leben? Sind alle Menschen, an welche das Wort seiner heiligen Liebe kommt, von Gott wirkungskräftig berufen, befähigt und verpflichtet an Christum zu glauben? Kann und darf daran weder Alter noch Stand, weder Besitz noch Bildung, noch sonst irgend etwas hindern? Macht keine Gottesferne in äußerer Ungerechtigkeit und zuchtlosem Leben die Aneignung des Heiles in Christo unmöglich und keine eingebildete Gottesnähe in eigener Gerechtigkeit und gesetzlicher Zucht sie unnötig und überflüssig? Erweist sich der Ursprung und Inhalt, die Kraft und der Zweck dieses Heiles in Christo einerseits ebenso gewiß als übernatürlich und göttlich, wie es andrerseits in die Geschichte eingeht und dem Dienste und Zeugnisse von Menschen befohlen wird? — Wer die Gleichnisse des Herrn sich durch die Seele ziehen läßt, wird inne, daß sie einen unvergleichlich klaren und tiefsinnigen, gewichtigen, wertvollen Anschauungsunterricht für die richtige Beantwortung dieser Fragen darbieten in einem Lichte, das menschlich und zugleich göttlich, das göttlich und zugleich menschlich, das gottmenschlichen Wesens ist. — Das Heil in Christo ist eben ewiger Natur und umfaßt, überragt alles zeitlich und räumlich Begrenzte. Es gehört daher sowohl der Vergangenheit wie der Gegenwart und der Zukunft an. Für den, welcher in der Gegenwart lebt, ist der Tag Christi jetzt gekommen, der in der Vergangenheit vorbereitet wurde und in der Zukunft vollendet wird. Wie der Tag Christi in diesem Sinne, so ist die Wiederkunft Christi im geistlichen Sinne jedem in der Gegenwart nahe. Für jeden kommt der Herr wieder am Ende seines irdischen Lebens, am Abschluß seiner Gnadenzeit. Damit ist für ihn alle Zeit vorüber und nur Ewigkeit auf dem Plan. Im heilsgeschichtlichen Sinne aber findet die Wiederkunft Christi erst statt nach Ablauf der Weltzeit. — Dann: Hier in der Gnadenzeit ist Sammeln das Losungswort für die

Tätigkeiten und Erlebnisse im Reiche Christi; während im Jenseits Scheiden das Losungswort sein wird. Aber weil die sammelnde Liebe Christi immer eine heilige Liebe ist, so ist die Gnadenwirkung, die von ihr ausgeht, auch immer eine heilige. Diese heilsame, heiligende Gnade durchwaltet das Herz ganz und den ganzen Wandel. Sie führt im Leben des Einzelnen, der Familie und im Leben überhaupt aller menschlichen Gemeinschaften natürlicher und geistlicher Art das Werk Gottes als ein in sich einheitliches und doch auch unendlich vielseitiges und allumfassendes durch zum Siege. — Der Feind steht dem entgegen. Der Herr hat ihn überwunden, streitet für die Seinen und mit ihnen zusammen, so daß sie ebenfalls überwinden und die Krone empfangen! — In dem allen bringen die Gleichnisse des Herrn sein Reich zur Anschauung vom Anfange an, im ganzen inneren und äußeren Verlauf bis hin zur Vollendung. Sie stellen das Himmelreich in seinem Wesen und seiner Wirklichkeit, in seinen Bürgern und Feinden, in seinen Gaben, Arbeiten und Leiden, in seinen Anfechtungen und Siegen aufs anschaulichste und zugleich geheimnisvoll an irdischen Vorgängen uns vor Augen, uns in die Seele und in das Licht vor Gottes Angesicht. — Es war in der Tat eine große Stunde in der Geschichte des ewigen Reiches Gottes auf Erden, als unser Herr seinen Mund auftat und lehrte in Gleichnissen.

Wenn hier beabsichtigt ist, die Gleichnisse des Herrn, und zwar in besonderer Beziehung zu eigentümlichen Bedürfnissen im religiösen und sittlichen Leben der Gegenwart genauer anzusehen, so können wir uns nicht verbergen, daß wir damit eins der am heißesten umstrittenen Gebiete seiner Lehrtätigkeit betreten. Unser Hauptanliegen ist und bleibt, die Gleichnisse für uns und auf uns zu dem Zwecke anzuwenden, zu dem sie gegeben wurden, und so der Erbauung im biblischen Sinne des Wortes zu dienen. Um dies aber wirklich durchführen zu können, werden wir uns auch öfter auf Abwehr und Angriff einlassen müssen.

In seiner Auslegung der Psalmen aus den Jahren von 1519 bis 1521, als Luther am Anfange und doch schon mitten im Sturm und Drang seiner reformatorischen Tätigkeit stand, macht er nachdrücklich geltend, daß die Vertretung auch der gerechtesten Sache nur dann des Wohlgefallens Gottes gewiß sein und sich getrösten dürfe, wenn sie in der Furcht Gottes und in der Demut vor Gott geschehe. Er beruft sich dafür auf 5. Mose 16, 20:[1]) „Dem, was gerecht ist, sollst du auf gerechte Weise nachjagen." Auch verweist er auf Hiob (Kap. 28), der nach Gottes Urteil eine gerechte Sache hatte und verteidigte und trotzdem von Gott aus dem Wetter gestraft wurde. Wenn um christliche, kirchliche, theologische Güter gestritten werde, müsse dies vor allem andern im Gebet zu Gott und im Anrufen seiner Barmherzigkeit geschehen. Wer dies unterlasse, versündige sich wider das erste Gebot. Nicht im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache dürfen Gottes Kinder und Knechte seine Sache zum Siege führen wollen, sondern im Gebet, daß Gottes Wahrheit siege. Dies werde in derartigen Kämpfen oft vergessen. Und Luther kann dessen nicht gedenken, ohne hinzuzufügen:[2]) „O Blindheit, Blindheit, Blindheit!" — Wir haben angesichts unsrer Aufgabe alle Ursache, diese Erinnerung Luthers zu Herzen zu nehmen.

Es wird eben wohl viel gekämpft in Sachen der Gleichnisse des Herrn; aber an Erfolgen, an wirklichen, zur Erbauung seiner

---

[1]) Die Septuag. gibt das Hebräische צֶדֶק צֶדֶק תִּרְדֹּף durch *Δικαίως τὸ δίκαιον διώξῃ*; die Vulgata durch Juste, quod justum est, persequeris; Luther (zu Psalm 7) durch Quod justum est, juste exequaris. Immanuel Tremellius und Franz. Junius (Bibl. sacra, edit. nova, Hannoverae, 1715) haben Justissimam justitiam sectare. Diesem entspricht die englische Übersetzung: That which is altogether just, shalt thou follow, wogegen die französische sagt: Tu suivras exactement la justice. Bei der Revision der deutschen Übersetzung hätte es nahe gelegen, Luthers früheres und genaueres Verständnis der Stelle zum Ausdruck zu bringen. Anstatt dessen druckt die revidierte Bibel den älteren, nicht genügenden Text wieder ab: „Was recht ist, dem sollst du nachjagen."

[2]) Weim. Ausg. V, 227; Jen. Ausg. (1557, Opp. lat.) tom. II, fol. 84.

Kirche gesegneten Erfolgen mangelt es bitterlich. Im Bewußtsein der Gemeinden, besonders in gebildeten Kreisen, doch auch außerhalb dieser Grenzen, macht sich überhaupt mehr der Eindruck von Niederlagen, als der von Erfolgen geltend. Mögen nun sonst viele Ursachen für diese Erfolglosigkeit vorliegen, an denen wir persönlich nicht beteiligt sind und auf die wir keinen Einfluß ausüben können, so wird doch kein aufrichtiger Christ und Theologe leugnen: Eine Hauptursache dieser Erfolglosigkeit liegt bei uns, und zwar darin, daß wir die apostolische Warnung nicht gebührend beherzigen: „So jemand auch kämpfet, wird er nicht gekrönet, er kämpfe denn recht!“ (2. Tim. 2, 5.) Paulus stellt darin offenbar den Kriegerstand seinem geliebten Timotheus zum Vorbilde und Muster hin. Jeder Soldat muß regelrecht kämpfen, wie es ihm vorgeschrieben ist. Er darf nicht seinem eigenen Gutdünken, er muß den gegebenen Befehlen folgen. Er darf nicht vereinzelt vorgehen, wie es ihm gerade einfällt. Dann würde alles zersplittert werden und diese Zersplitterung selbst beim besten Einzelkampfe die Niederlage herbeiführen. Er muß als organisches Glied im Ganzen des Heeres kämpfen. Er darf sich nicht in Aufgaben und Geschäfte verflechten lassen, die ihn von seinem soldatischen Beruf zurückhalten oder darin stören. Er muß sich von ganzem Herzen dem widmen, was ihm als Soldaten anvertraut und geboten ist.[1]) Alle diese Vergleichpunkte und Analogien reden eine deutliche und eindringliche Sprache auch für den Streiter Christi. Und jede einzelne von diesen Erinnerungen erhebt Anklagen wider uns, die wir nicht als unbegründet zurückweisen können. Mag es sich um den Gehorsam gegen die höchste Autorität handeln oder um die gliedliche Einordnung in das christliche Heer; um das Freisein von allen störenden Ein-

[1]) Vgl. Rich. Rothe, Entwürfe zu Abendandachten im Pred.-Seminar zu Wittenberg, ed. C. Palmié, Wittenb. 1876, p. 184—185. Diese Studien Rothes zu den Pastoralbriefen enthalten ausgezeichnet wertvolle Gaben für die Seelsorge überhaupt und dafür, daß Geistliche ihrer eigenen Seele recht wahrnehmen.

wirkungen und Tendenzen oder um das Gebundensein an den Herzog unsrer Seligkeit und an ihn allein, — überall fühlen wir an uns Wunden, alte und neue, tiefe, eiternde Wunden, die wir nicht empfangen haben würden, wenn wir jener apostolischen Erinnerung gefolgt wären und folgten. Als Individuen, als Glieder der Kirche, im Dienste kirchlicher Theologie haben wir mit Eifer danach zu suchen, daß wir persönlich mit dem rechten Korps-Geiste erfüllt werden!

Uns liegt sodann hier ob, die Gleichnisse des Herrn[1]) in besonderer Beziehung zu eigentümlichen Bedürfnissen im religiösen und sittlichen Leben der Gegenwart zu erfassen. Auch hierfür bietet uns die vorhin angeführte Auslegung Luthers zum 7. Psalm wertvolle Hülfen. Er bemerkt dort vom Worte Gottes überhaupt, daß es nur dann sachgemäß und genügend erklärt werde, wenn es zugleich eine tatsächliche Anwendung und Einfügung finde, wie die Zustände und Vorgänge der jedesmaligen Gegenwart dies wünschenswert und notwendig machen. Gottes Wort ist in seinem Wesen eben niemals nur der Ausdruck eines bloßen Gedankens und niemals in seiner Wirkung darauf allein berechnet, nur eine Bewegung in unserm Geiste hervorzurufen. Es ist vielmehr Ausdruck und Abbild, lebendiger Widerhall des Wesens Gottes, seines Heilsrats, seiner Heilstat. So kommt es auch erst dann zu seiner wirklichen Bestandheit für uns, wenn es sich in den Zuständen und Vorgängen unsres gegenwärtigen Lebens verwirklicht. Die bloß geistige Aufnahme des Wortes Gottes vermag das Wesen desselben nicht zu erfassen. Auf ihrem eigenen Gebiete von großer und unersetzlicher Bedeutung, muß die bloß intellektuelle Aufnahme des Wortes immer scheitern, wenn sie sich als solche isoliert und mit dieser Isolierung zufrieden geben will. — Schon eine genauere Prüfung, worin das Wesen des menschlichen Wortes bestehe, mag uns gegen die hier drohenden Mißgriffe

---

[1]) Luther, Weim. Ausg. V, 227: „Scriptura non potest satis explicari, si non praesentis seculi exemplis aptetur et monstretur.“

schützen. Scheiden wir unser Wort von unserm persönlichen Wesen, so wird es in sich selber nichtig, leer und Lüge. Das Wort, als etwas bloß Sinnenfälliges genommen, kann seinem wirklichen Zweck nicht mehr genügen und macht die Sprache zu einem notwendigen Übel. Daher klagt Schiller:[1])

Schlimm, daß der Gedanke
Erst in der Worte tote Elemente
Zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muß, der Seele zu erscheinen!

Und sein bekanntes Epigramm bringt diese Not noch stärker zum Ausdruck:

Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht — ach — schon die Seele nicht mehr!

Goethe hat sich ebenfalls diesem Probleme öfter zugewendet und eine befriedigende Lösung nicht gefunden, oder doch nicht festhalten können. Am schlagendsten tritt dies in seinen Versen zutage:

Worte sind der Seele Bild, —
Nicht ein Bild; sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, — wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben?
Nun: Wir sprechen! Rasch im Fliehn
Haschen wir des Lebens Gaben.

Ohne auf diese schwierigen Untersuchungen weiter eingehen zu können, werden wir dabei stehen bleiben dürfen, daß das Wort des Menschen in seinem innersten Wesen tatsächliche Offenbarung seiner Person ist, wie das Wort Gottes uns tatsächlich Gottes Wesen offenbart. Hierbei liegt schon im Menschen-Wort ein Geheimnis zugrunde, das wir nie ganz durchschauen können, jenes

---

[1]) Briefwechsel mit Körner I, 55. Diese Verse aus Don Carlos wurden später weggelassen (vgl. Gust. Gerber, Die Sprache als Kunst, Berlin 1885, I, 53).

große Geheimnis, von dem J. G. Hamann[1]) spricht, jene Ehe zwischen so entgegengesetzten Naturen, als der äußere und innere Mensch oder Leib und Seele. Mit Recht hat er seinerzeit erklärt: „Die Philosophen gaben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief, daß sie dasjenige schieden, was die Natur zusammengefügt hat, und umgekehrt.“ Aber soviel erscheint uns als feststehend: Wenn wir beim Menschen-Wort nicht an seiner sinnenfälligen Erscheinung haften bleiben dürfen, darin auch nicht nur den Ausdruck eines bloßen Gedankens zu erkennen haben, der ausschließlich eine geistige Bewegung bei uns hervorruft, so sind uns schon darin bestimmte Fingerzeige gegeben, daß wir vielmehr in Sachen des Wortes Gottes mit voller Entschiedenheit derartige Mißgriffe vermeiden. Gottes Wort ist Wort des ewigen Lebens sowohl seinem Ursprunge nach, wie in seinem Wesen und seiner Wirkung. Als Teile des Wortes Gottes haben auch die Gleichnisse des Herrn diesen Ursprung, dies Wesen, diese Wirkung. Sie sind seiner Kirche gegeben für ihren ganzen Weg durch diese Welt von Anfang an bis zum Ende, bis zur Vollendung.[2]) Sie sind ihr immer zu dem Zwecke gegeben, daß sie nicht nur intellektuell verstanden, sondern den Zuständen und Vorgängen der jedesmaligen Gegenwart eingefügt und in ihnen verwirklicht werden.

---

[1]) „Aufsätze, die Herdersche Preisschrift über den Ursprung der Sprache betreffend“ (Ausg. v. M. Petri, III. Teil, 147—191, Hannov. 1873). Hamann erkennt das schwere Problem, zu einem faßlichen Begriff von der Fülle in der Einheit unsres menschlichen Wesens zu gelangen.

[2]) Baco (De dign. et augm. scient. lib. IX, 3): Wer die Heilige Schrift nach denselben Regeln erklärt, wie sie für die Erklärung menschlicher Schriften gelten, entheiligt die Heilige Schrift und bringt der Kirche schweren Schaden. Denke daran, daß Gott, dem Herrn, der die Heilige Schrift gab, zwei Geheimnisse offenbar sind, die von keinem Menschengeiste durchschaut werden, nämlich, was im Herzen der Menschen verborgen ist und was die aufeinander folgenden Zeitläufte bringen werden. Das Wort der Heiligen Schrift ist an das Herz der Menschen und der Menschheit gerichtet und umfaßt alle möglichen Vorgänge und Wechselfälle in allen Jahrhunderten.

Kapitel I.

Die Gleichnisse des Herrn im Neuen Testament.

Um diesem Ziele näher zu kommen, haben wir zunächst uns das Wesen der Gleichnisse des Herrn zu vergegenwärtigen, wie sie uns im Neuen Testament entgegentreten.

§ 1.

Verwendung der Gleichnisse.

Die vier heiligen Evangelien — nach einem treffenden und schönen Worte Calvins die Quadriga, welche dem Herrn zu seinem triumphierenden Einzuge in die Welt dient — die Evangelien stellen uns immer wieder vor Augen, daß die ganze Lehrtätigkeit unsres Herrn von Gleichnissen, überhaupt von bildlichen Worten[1])

[1]) Hat der Herr sein Lehren durch Gleichnisse vorbereitet? Wann ist dies event., und wie ist es geschehen? Da die Evangelien uns nichts darüber sagen, werden wir nur mit scheuer Ehrfurcht auf diese Fragen uns einlassen können. — Offenbar liegt nun in dem Dasein und den Ordnungen aller geschaffenen Dinge der Beweis einer wunderbaren allmächtigen Wirkung und allweisen Voraussicht Gottes, des Schöpfers, vor. Doch darüber hinaus reicht das Wunderbare in der Voraussicht des Sohnes Gottes, des Erlösers, daß er in seinem Leben auf Erden alle Wahrheiten, die den Menschen zu ihrem ewigen Heile notwendig sind, und die für alle Zeiten und alle Herzen deutlichen und wirksamen Illustrationen dazu hat auswählen können. — Man hat nun (vgl. z. B. W. G. Blaikie, The public ministry etc. of our Lord, London, 1883, p. 198—200) angenommen, daß der Herr in seiner stillen Zeit in Nazareth vor Antritt seines öffentlichen Amtes das Wesen seines Reiches und die Weisen, wie er es den Menschen zweckmäßig bringe, auch die Illustrationen bedacht habe, wodurch er alles, was sich auf sein

durchzogen ist. Wenn z. B. Matthäus die erste Lehre des Herrn — wiederum nach einem Worte Calvins — in der Bergpredigt zu einem Berge Gottes sammelt, so werden die Jünger darin das Salz der Erde, das Licht der Welt genannt. Die Kirche Jesu erscheint als Stadt auf dem Berge und „leucht't weit in die Lande." So bringt gleich die Bergpredigt viele Bildworte, bis sie schließt mit dem Gleichnis vom klugen und törichten Manne, vom klugen und törichten Hausbau. Ebenso steht es in den andern Evangelien. In irgend einer Form begegnen bildliche Worte des Herrn uns in ihnen immer wieder bis zu ihren letzten Blättern. Ja, der Herr redet im Bildworte nicht nur im Stande der Erniedrigung und in der Knechtsgestalt, sondern auch nach seiner Auferstehung. Er sprach dann zu Petrus: „Weide meine Schafe; weide meine Lämmer." Und noch mehr! Nach dem Schluß der Evangelien, nach des Herren Himmelfahrt redet er, der Verklärte, zu Saul von Tarsen auf dem Wege nach Damaskus auch im Bildworte. Ebenso, wenn er dem Jünger, der auf Erden an seiner Brust lag, in Patmos erscheint, — er redet zu ihm auch im Bilde. Saul, bis dahin unter denen, die Jesu am fernsten standen; Johannes, sein Nächster, — beiden offenbart sich der Herr der Herrlichkeit auch im Bildworte.

Reich bezog, wirksam veranschaulichen könne. Wenn eine Veranlassung später vorkam, etwas im Himmelreich zu illustrieren, so habe er das dazu geeignete Gleichnis schon früher fertig und nun zur Hand gehabt. — Indessen so wenig zu leugnen ist, daß der Herr in der Stille vor Antritt seines Amtes seine künftige Tätigkeit bedacht haben wird, so widersteht es uns doch, daß wir annehmen sollen, er habe in der angedeuteten Weise seine Gleichnisse in theoretischer Voraussicht, sie würden einmal notwendig werden, früher fertig gestellt. Damit würde seinen Gleichnissen ein ungehörig artifizieller, ja ein mechanischer Zug eingeprägt, während ihr wirkliches Wesen gerade durch Unmittelbarkeit, Ursprünglichkeit, Spontaneität bestimmt ist. Außerdem liegen mehrfach Andeutungen vor, daß der Herr seine Gleichnisse in dem Augenblicke fand, wo er ihrer bedurfte (vgl. Mark. 4, 30; Luk. 13, 18; Matth. 11, 16; Luk. 7, 31).

§ 2.

Bedeutung des Gleichnisworts.

Wenn demnach bildliche Rede so andauernd, so umfassend und so gewichtig das ganze Wort Jesu durchzieht, muß ihr eine große Bedeutung zukommen. Wir dürfen uns dafür auf eine Beobachtung berufen, die wir bei einem menschlichen Lehrer machen. Gebraucht [1]) er nur selten, gar nur ausnahmsweise Bildworte in seiner Lehre, so schließen wir mit Recht daraus, daß er seine Denktätigkeit im wesentlichen ohne Zuhülfenahme von Vorstellungen aus der Sinnenwelt vollzieht. Das Bildwort erscheint daher bei ihm mehr eine Sache des Zufalls zu sein. Es kann eine größere Bedeutung nicht in Anspruch nehmen, wenn es sich um die Charakterisierung der Eigentümlichkeit seines Lehrens handelt. Gebraucht dagegen ein Lehrer andauernd Bildworte und dienen sie ihm, wie wir gleich hinzunehmen, bei den höchsten, schwierigsten und wichtigsten Aufgaben, so ergibt sich daraus, daß Vorstellungen aus der Sinnenwelt wesentliche Bestandteile, konstitutive Faktoren seiner Denk- und Lehrtätigkeit ausmachen. Es liegt kein Grund vor, weswegen wir ein ähnliches Schlußverfahren nicht auch bei der Wertschätzung der Bildworte des Herrn verwenden dürften, der in allen Dingen uns Menschen gleich geworden ist, ausgenommen die Sünde. Wenn er Bildworte so häufig und andauernd und bei den allerhöchsten Aufgaben verwendet, so müssen wir daraus schließen, daß dieser Redeform in seiner heiligen Seele und seiner heiligen Lehre eine große Bedeutung zukommt.

§ 3.

Drei Perioden in der Verwendung des Gleichnisworts.

Innerhalb der gesamten, von Bildwort und Gleichnis durchwalteten Lehrtätigkeit des Herrn lassen sich dann drei besondere

---

[1]) Vgl. Rud. Eucken, Über Bilder und Gleichnisse bei Kant, Zeitschr. für Philos., von Fichte, Ulrici, Krohn, 1883, 83. Band, 1. Heft. p. 161—193.

Perioden unterscheiden, in welchen seinen Gleichnissen eine ausgezeichnete Stelle zukommt. Nicht ohne Grund sind diese Perioden als Morgen, Mittag, Abend, als Frühling, Sommer, Herbst in seiner Lehrtätigkeit bezeichnet worden.[1])

Die erste Periode liegt dem Anfange seiner öffentlichen Wirksamkeit nahe. Die Stürme der winterlichen Zeit, ihre Regengüsse und Fluten, wie sie am Schluß der Bergpredigt im Bilde verwendet werden, sind vorüber. Auch sonst deuten mehrere der in der Bergpredigt gebrauchten Bilder, die Vögel unter dem Himmel, die Lilien, das Gras auf dem Felde darauf hin: Es ist Frühling geworden! Die acht Gleichnisse, welche dieser ersten Periode den Stempel aufprägen, sind im 13. Kap. des Evangeliums Matthäi zusammengefügt (Mark. 4; Luk. 8). Sie bezeugen und veranschaulichen die grundlegenden Tatsachen und Wahrheiten, welche sich auf die Pflanzung des Himmelreichs, auf den Widerstand, die Feindschaft, die es findet, auf sein Wachsen, seinen Wert, seine schließliche Rechtfertigung beziehen. Widerstand und Feindschaft (Matth. 12, 22—50) haben sich bereits geregt. Wie nun der Herr in seiner Person und seinem gesamten Lehrworte und Werke zum Fallen und Auferstehen gesetzt, wie das christliche Zeugnis ein Geruch des Todes zum Tode und ein Geruch des Lebens zum Leben ist (Luk. 2, 34; 2. Kor. 2, 16), so sind diese Gleichnisse nach ihrem Maße ebenfalls und sollen sie sein eine Torheit denen, die verloren werden[2]) und eine Gotteskraft denen, die selig werden (Matth. 13, 11—15; 1. Kor. 1, 18). Die Gleichnisse des Herrn sind daher mit Recht als die Wolken- und Feuersäule bezeichnet worden, welche den Feinden Gottes die finstere, seinen Freunden die Licht-Seite zukehrt[3]) (2. Mose 14,

---

[1]) Vgl. z. B. A. Edersheim, The life and times of Jesus the Messiah, 11. ed., Lond., 1901, I, 578—580.

[2]) August.: Deus solus magnus, lege infatigabili spargens poenales caecitates super illicitas cupidines.

[3]) Fuller, Pisgah Sight of Palestine, p. 148 (cit. in R. Ch. Trench, Notes on the Parables of our Lord, 15th ed., Lond. 1822, p. 12,

19. 20). Sie sind eingegliedert in natürliche Redeformen, Dichtungen; aber als Gleichnissen des Herrn und in seinem Reiche gegeben, kommt ihnen eine eigentümliche, hohe, göttliche Autorität und Wirkungskraft zu, wie sie sonst Dichtungen nicht innewohnt, eine Wirkung zum geistlichen Zerstören und Bauen, zum Verderben und Erretten, zum Verdammen und zum Seligmachen. Nicht als ob der Herr gekommen wäre, um die Welt zu richten! Er ist gekommen, die Sünder selig zu machen! Aber[1]) die Menschen können sich gegen ihn verstocken; und wer sich verstockt, den verstockt Gott (2. Mose 4, 21; 8, 11). Dabei ist wohl zu beherzigen, daß diese Gleichnisse, an sich genommen, nicht schon das letzte Gericht und die ewige Verdammnis bringen, sondern während der Gnadenzeit immer noch ein Gericht zur Buße und Bekehrung ausüben. Wenn der Herr aus dem Verhalten der Schriftgelehrten, des Volkes, seiner Angehörigen erkennt, daß er jetzt in seinem Lehren auch ein Richten auszuüben habe (Matth. 13, 13—15; Mark. 4, 25; Luk. 8, 18; Joh. 9, 39), so erkannte er zugleich, daß Hörer ihn umgaben, welche eine andere Darstellung des Himmelreichs, als im Bildworte, welche eine

---

Anm. 1).— Baco (Wisdom of the Ancients, ed. Warne, p. 279): Gleichnisse dienen sowohl zum Belehren und zur Veranschaulichung der Wahrheit wie zu ihrer Verdeckung. — Die Wolken- und Feuer-Säule wird oft im A. Test. erwähnt: Ps. 78, 14; 99, 7; 105, 39; Neh. 9, 19; Jes. 4, 5. Vgl. Luther, Quo modo et quo fructu libri Mosis a Christianis legendi sint; Jenens. Ausg., 1557, opp. lat. tom. III, fol. 70—76.

[1]) Luther zu Matth. 13, 11: Der Herr hat die Meinung: Willst du nicht hören, das du verstehen kannst, so will ich wohl reden, das du nicht verstehen sollst . . . Den Frommen schlägt auch die Unwissenheit der Sache zum Besten aus, weil sie doch an den Worten, mit welchen die Sachen vorgetragen werden, hangen und nicht lästern. Den Bösen aber schlägt eben das zum Übel aus, daß sie das Wort hören, welches sie auch auf böse Dinge verdrehen (vgl. Kirch.-Post. z. Ev. von Sexag., z. Ev. vom 5. Sount. nach Epiph.). — Bengel, Gnom.: Jam antea populus non videbat; nunc accedit divinum judicium. — Jülicher (Gleichnisreden Jesu, Freiburg i. B., 1888, I, 121—149) behauptet, die Jünger hätten aus der richtenden Wirkung der Gleichnisse auf eine entsprechende Absicht Jesu irrtümlich zurückgeschlossen. Diese Annahme trifft nicht zu. Vgl. dagegen z. B. Chr. A. Bugge, Die Hauptparabeln Jesu, Gießen, 1903, I, 1—89.

offene Verkündigung desselben im direkten Lehrworte nicht tragen konnten (Mark. 4, 33). — Der Anfang dieser Periode ist klar daraus zu erkennen, daß die Jünger erst jetzt sich zu der Frage veranlaßt finden: „Warum redest du zum Volke durch Gleichnisse?“ (Matth. 13, 10; Mark. 4, 10; Luk. 8, 9). Ihr Abschluß kann nicht ebenso genau bestimmt werden. Von jener Zeit an hat der Herr offenbar mehr durch Gleichnisse geredet als vor dem Anfang dieser Periode. Die ausschließliche Verwendung von Gleichnissen beschränkte sich jedenfalls auf eine kürzere Zeit (Mark. 6, 2).

Eine zweite Periode begegnet uns in den fünfzehn Gleichnissen, nachdem die Verklärung des Herrn stattgefunden hat und sein Weg in die Tiefe der Leiden führt (Luk. 10—16; 18). Es ist Mittag geworden. Die Frühlingswärme ist der Hitze des Sommers gewichen. Während man ihm früher vorgeworfen hat, er treibe die Teufel aus durch teuflische Kräfte, erklären seine Feinde jetzt, er selber sei gewissermaßen eine Inkarnation[1]) Satans (Luk. 11, 14—36; Joh. 8, 48—49). Diese Gleichnisse sind und bleiben evangelisch, wie alle übrigen. Doch wenden sie sich zugleich direkter und schärfer gegen bestimmte Entstellungen und Lästerungen der Feinde.

In der dritten Periode ist es Abend und Herbst geworden. Die acht Gleichnisse, welche in diesem letzten Abschnitt näher zusammengefügt sind (Matth. 18; 20; 21; 22; 24; 25; Luk. 19), prägen die letzten Stadien in der Geschichte des Himmelreichs ab. Sie bezeugen den ewigen Trost Gottes für die Seinen und ihren herrlichen Gnadenlohn; aber auch die Schatten des Gerichts fallen schwer herein, wie es der Zeit entspricht, in welcher die Führer Israels sich entschließen, den Heiligen Gottes in die Hände der Heiden zu überantworten.

---

[1]) Edersheim a. a. O. I, 579.

§ 4.

Chronische und akute Veranlassungen des Gebrauchs von Gleichnissen.

So fern es uns nun liegt, dieser Einteilung[1]) in Perioden einen selbständigen oder gar entscheidenden Wert beizulegen, so dürfen wir doch zwei Folgerungen daraus ableiten, die uns für die Erkenntnis des Wesens der Gleichnisse von Bedeutung werden können. — Wir haben hier einerseits die Tatsache vor uns, daß für die Verwendung des Bildwortes neben dem direkten Lehrworte andauernde, chronische Gründe vorliegen, während für den ausschließlichen Gebrauch des Gleichnisses, ohne daß ein direktes Lehrwort hinzugefügt würde, augenblicklich auftretende, akute Gründe bestimmend sind. — Andrerseits ist in der Natur der Sache selber gegeben, daß zwischen dieser chronisch oder akut

[1]) Die Gleichnisse und Bildworte des Herrn können selbstverständlich nach vielen verschiedenen Teilungs-Prinzipien angesehen werden. Wenn man z. B. von den Zuhörern ausgeht, so ergibt sich, daß die Gleichnisse gerichtet sind entweder an die Volksmenge, die den Herrn zu umdrängen pflegte, oder an Schriftgelehrte, Pharisäer usw., oder an die Jünger im weiteren, oder an die Zwölf, die Jünger im engeren Sinne des Wortes. Geht man z. B. vom Zweck der Gleichnisse in nächster Beziehung aus, so ist am Tage, daß einige Gleichnisse das Himmelreich darstellen, wie es für die Menschen im allgemeinen, in ihrer gesellschaftlichen, sozialen Bestimmtheit vorhanden ist, während andere Gleichnisse das Himmelreich in Verbindung mit dem Leben des Individuums, der Person bringen. Als soziale Institution wird das Himmelreich dann in den Gleichnissen veranschaulicht 1. nach seinem Ursprung, 2. nach seinem Wachstum, 3. nach seinem Werte, 4. nach der unbedingten Notwendigkeit, darin Gott zu dienen. Steht die Beziehung des Individuums zum Himmelreich im Vordergrunde, so erhellt aus den Gleichnissen 1. die Stellung Gottes gegenüber dem Sünder (wenn wir von anderen Menschen beleidigt und verletzt sind, regt sich von Natur Bitterkeit gegen sie in uns; in Gottes Zorn über unsre Sünde gegen ihn ist keine Bitterkeit gegen uns, die Sünder); 2. die Stellung des Bußfertigen zu Gott; 3. Gott vergibt; 4. Christus ist der Versöhner und Vermittler (Joh. 10, 12; 1—7); 5. das irdische Leben ist wesentlich verbunden mit dem künftigen Leben; 6. das Gebet ist Pflicht und Recht; 7. der Christ darf sich nicht absondern; 8. alles geistliche Leben hat seinen Quell in Christo (Joh. 15, 1—8) usw. Vgl. W. G. Blaikie, The public ministry of our Lord, London 1883 (deutsch Gütersloh, 1895, C. Bertelsmann) p. 186—202.

veranlaßten Verwendung von Gleichnissen eine scharfe Grenze nicht gezogen werden kann. Das menschliche Seelenleben und seine Bewegungen lassen eben eine solche mechanische Grenzbestimmung nicht zu. Wer sie mit dem Lineal einzuzeichnen sucht, wird bald inne werden, daß, wenn schon die Grenzen eines Landes, gleich der Haut am Körper, ein besonders empfindlicher Teil im Organismus des Landes sind, dies in erhöhtem Maße von den Grenzen gilt, welche die einzelnen Gebiete, Zustände, Bewegungen des menschlichen Seelenlebens voneinander scheiden, oder vielmehr unterscheiden. Und nicht nur sind diese Grenzen in höchstem Maße empfindlich, sondern sie ändern sich auch unabläßig und sind beständig im Flusse. Die Psychologen, Pädagogen und andere Leute treten wohl immer wieder zu Grenz-Kommissionen zusammen und liefern als Ergebnisse ihrer mühsamen Arbeit sehr exakte Darstellungen auf dem Papier. Wir nehmen sie dankbar an, können aber nicht umhin, sofort zu bemerken, daß auf diesem Gebiete mit besonders starkem Nachdruck gilt: Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen! Unser Seelenleben ist bei ruhiger, sonniger Witterung und in seinem alltäglichen regelmäßigen Verlauf ein einziger, großer Raum, in welchem man ohne weiter viel Mühe und Zeitverlust, ja fast unmerklich aus einer Abteilung in die andere gerade ausgeht oder hinauf- oder hinabsteigt und kreuz und quer sich bewegen kann, wie das in einem großen Meer-Schiff modernen Baus uns vor Augen steht. Aber in einem solchen Schiff gibt es auch wasserdichte Schotten. Ist alles in Ordnung, und bei ruhiger, gesicherter Fahrt über See bemerkt man diese Schotten gar nicht. Droht Gefahr, so ergeht das ernste Kommando „Schotten dicht". Nun sind plötzlich alle Abteilungen im Schiff hermetisch gegeneinander verschlossen. Schiff und Leben hängen davon ab, daß die unberührten Abteilungen geschützt werden gegen die Flut, welche etwa durch einen Leck in andere Abteilungen sich ergoß. Im Seelenleben drängen sich uns

ähnliche Tatsachen und Beobachtungen auf. Stille und Sturm, alltägliche und außergewöhnliche Erlebnisse erfordern entsprechende Mittel und Kräfte zur Bewirkung und Bewahrung des Seelenheils. Diese Mittel und Kräfte können so weit voneinander abstehen, wie Ja und Nein, und stehen doch alle im Dienste des einen Herrn, der sein Schifflein und die darin fahren, sicher über See und in den Hafen bringt. Einen Beleg dafür haben wir vor uns auch in dem regelmäßigen und dem außerordentlichen Gebrauch, den der Herr, veranlaßt durch chronische und durch akute Schwachheiten und Krankheiten in seiner Umgebung, vom Bild- und Gleichnis-Worte macht. Es entspricht daher nur einer ebenso tiefgreifenden wie feststehenden Wahrheit, die wir immer wieder in uns und um uns vorfinden, wenn die Evangelien, nachdem sie eine verschiedene Veranlassung und eine verschiedene Tendenz im Gebrauche der bildlichen Reden Jesu konstatierten, doch auf eine genaue Einzeichnung von Grenzen zwischen diesen Veranlassungen und Tendenzen verzichteten und dem Bildworte des Herrn es überließen, das Werk des Herrn in Gnade und Gericht, in Gericht und Gnade an den Seelen und in ihnen durchzuführen, wie eben die Umstände es erfordern, zulassen und bestimmen.[1]) — Wenn die Heilige Schrift sich als Gottes Wort erweist durch das, was sie bringt, so erweist sie sich auch als Gottes Wort durch das, was sie nicht bringt. Ihr Reden und ihr Schweigen sind göttlich!

Die Verwendung des Gleichniswortes Jesu im ganzen zeigt uns sodann offenbar, daß der Herr darin von sich aus dem geistlichen Bedürfnis der Menschen, wie er es erkennt, nicht aber den Forderungen entgegenkommt, die sie von sich aus an ihn richten.

---

[1]) Leibniz (Ot. Hanov. p. 79): Prenez pour une maxime constante, que, si un homme écrit ou parle contre la vie mystique, il ne la connait pas et ne sait, que c'est, que la régénération intérieure. Elle est incomprehensible à celui, qui ne la sent pas; elle ne depend point des règles ou de la speculation de la raison, mais elle consiste dans un simple sentiment effectif, qui rend sur celui, qui le possède.

Alles wahre geistliche Bedürfen kann nun ja zu einem Verlangen und einer Forderung werden, denen der Herr entspricht (Richter 6, 17—21; Jes. 7, 11). Dagegen finden menschlich natürliche Forderungen,[1]) die nicht aus geistlichem Bedürfen erwachsen, bei ihm kein Gehör. Das apostolische Wort über die Juden, die Zeichen fordern (Luk. 11, 15), und die Griechen, die nach Weisheit fragen (1. Kor. 1, 22) hat uns deutlich und für alle Zeiten charakterisiert die Gesinnung, welche dem Evangelium den härtesten Widerstand bereitet, den Sensualismus des fleischlichen Judentums, dem das Evangelium nicht übernatürlich genug ist und der einen Gewaltakt Gottes fordert, um zum Glauben gezwungen zu werden, und den Naturalismus des fleischlichen Griechentums, dem das Evangelium zu übernatürlich ist und der die Notwendigkeit des Glaubens leugnet. Von den jüdischen Zeichenforderern sagt Luther in der Hauspostille zum Evangelium vom Sonntage Okuli, Luk. 11, 14—28: „Sie begehren, daß Christus einen neuen Mond, neue Sterne oder dergleichen machete. Das sind sehr weise Leute, die unsern Herrgott lehren wollen, was er für ein Zeichen tun soll; wollten gern, daß er, wie ein Gaukler, Narrenkappen anzöge, trete vor sie und gaukelte ihnen, was sie wollten; gerade, als hätte unser Herrgott sonst nichts zu tun, als daß er ihnen ihren Vorwitz büßete. Heutigestags wirst du solche Schüler viel finden und am meisten unter den großen Herren, hast du anders Achtung darauf.“ Während dies Judentum fordert, daß das Evangelium nur Macht und ganz und gar Macht sei, fordert dies Griechentum, daß es seinem Naturalismus, der zugleich Spiritualismus ist, entspreche und nur Weisheit und ganz und gar Weisheit sei. Es fordert vom Evangelium eine intellektuelle Lösung der Probleme, die im Wesen des Menschen und in der Natur vorliegen, die ihn umgibt. Hier werden Fragen auf-

---

[1]) Vergl. W. C. Magee, The Gospel and the age, Lond., 1891, p. 1—31 (The seeker after a sign and the seeker after wisdom).

geworfen, wie: Was bin ich? Ist meine Person frei oder gebunden durch das Schicksal, die Materie, die Geschichte? Was ist mein Leben? Was ist freier Wille? Was ist der Leib, der Geist? Woher kommt das Böse, das Übel? Der griechische Geist fordert überall eine vollkommene Philosophie vom Evangelium und zugleich eine mit mathematischer Gewißheit erwiesene, eine völlig evidente Moraltheorie. Beide, die charakteristisch jüdische wie die charakteristisch griechische Forderung, scheitern am Evangelium, im besonderen am Gleichnis. Im Gleichnis ist dem Juden gegenüber das Reich Gottes auch als Weisheit, dem Griechen gegenüber auch als Zeichen offenbart und bezeugt, so daß jede willkürliche Isolierung von Zeichen und Weisheit nicht nur abgelehnt, sondern durch Hervorhebung der notwendigen Ergänzung auch überwunden wird.

§ 5.

Begriff des Gleichnisses.

Wenn wir bisher von der tatsächlichen Erscheinung der Gleichnisreden des Herrn in der Schrift ausgingen und ihr Wesen, ihre Wirkung, ihren Wirkungskreis nach Maßgabe des göttlichen Gnadenrates uns in allgemeinen Grundzügen zu vergegenwärtigen suchten, so dürfen wir uns jetzt der Aufgabe nicht mehr entziehen, einen Begriff für diese Gleichnisse zu finden. Die Evangelien zeigen nun offenbar, daß die Bezeichnung, welche deutsch durch Gleichnis wiedergegeben ist, irgendwie alle bildlichen Worte des Herrn in sich befaßt. Bezeichnend ist dafür unter anderem, daß der Ausspruch „Arzt, hilf dir selber," der von uns ein Sprichwort genannt werden würde und in unsrer deutschen Bibel auch durch Sprichwort wiedergegeben ist (Luk. 4, 23), im Worte des Herrn als Parabel, als Gleichnis auftritt. Von diesem Gesichtspunkte aus scheint es nicht notwendig zu sein, etwa zwischen Gleichnis, Allegorie, Beispiel, Sprichwort usw. bestimmte

Grenzlinien zu ziehen.[1]) Im alltäglichen Leben liegt es dem Bewußtsein dessen, der Bildworte gebraucht, ja auch ganz fern, daß er vorher oder in diesem Gebrauche selber sich irgendwie darüber klar sein müsse, ob er ein Beispiel oder ein Sprichwort, eine Allegorie oder ein Gleichnis verwende. Die evangelischen Berichte, als solche, nötigen daher nicht, die genannten Unterscheidungen und Abgrenzungen in dem Begriff des Gleichnisses vorzunehmen. — Dagegen legen sie allen Nachdruck eben darauf, daß es der Herr ist, der diese Bildworte ausspricht in der Predigt des Himmelreichs als Tatsachenzeugnis seiner heiligen Liebe. Daraus ergeben sich mit Notwendigkeit bestimmte Folgerungen. — Wir heben nur einige der wichtigsten hervor. Das Bildwort Jesu bezeichnet, allgemein ausgedrückt, etwas im Himmelreich. Sein Bezeichnendes ist aber aus der geschaffenen und geschichtlichen, aus der sichtbaren, zeitlichen Welt genommen. Sein bezeichnendes Bildwort deckt sich nicht annähernd mit dem, was es bezeichnet. Ist nun damit dem Bildworte des Herrn nicht ein vergängliches, und für unsre Anschauung ein Zufalls-Moment mitgegeben? Dies würde ohne Zweifel zutreffen, wenn die Dinge der geschaffenen und geschichtlichen Welt ihr innerstes Wesen ausschließlich in sich

---

[1]) Über die Definition der Parabel vgl. z. B. R. Ch. Trench a. a. O. p. 1—10; Jmm. Stockmeyer, Exeg. und prakt. Erklärung ausgewählter Gleichnisse Jesu, Basel 1897, p. 1–8; Siegfr. Göbel, Die Parabeln Jesu usw., Gotha 1880; A. Jülicher, Die Gleichnisreden Jesu, Freiburg 1888 und 1899; van Koetsveldt, Gleichnisse des Evangeliums, deutsch, Leipz. 1896; H. Weinel, Die Gleichnisse Jesu, Leipz. 1905; Chr. A. Bugge, Die Hauptparabeln Jesu, Gießen 1903. — Der sonstige Wert der Unterscheidungen zwischen Gleichnis, Allegorie usw. soll nicht verkannt sein. Offenbar hat ja z. B. im Gleichnis die Erzählung eine Individualität für sich, einen Inhalt, der für sich feststeht, unabhängig von der Anwendung. Dagegen kommt in der Allegorie der Erzählung keine Selbständigkeit zu. Sie deutet immer sofort und auf Schritt und Tritt auf ihren Zweck und ihre Anwendung hin. Sie ist ein Transparent, während das Gleichnis ein Gemälde auf Leinwand bietet. — Für die uns vorliegenden Aufgaben tragen diese Unterscheidungen, als solche, indessen wenig oder nichts aus. Wie sich das Bildwort des Herrn von der Fabel in der natürlichen Literatur unterscheidet, wird allerdings später genauer zu besprechen sein.

selber hätten. Dann wäre es im letzten Grunde doch nur ein geistreiches Gedankenspiel, wenn zwischen sinnlich wahrnehmbaren Vorgängen und Vorgängen im geistlichen Leben, im Leben im Reiche Gottes einzelne bestimmte Vergleichpunkte aufgesucht und festgestellt wurden. Einem solchen Vergleichungsverfahren könnte eine weitere ernste Bedeutung nicht innewohnen. Indessen in Wirklichkeit ist die Erde des Herrn und was darinnen ist; und himmlische Dinge sind das Urbild irdischer Dinge. Daher ist es kein bloßes Gedankenspiel, beruht auch nicht auf Zufall, wenn nachgewiesen wird, wie irdische Dinge, die wir vermittelst der Sinne wahrnehmen, geistliche Dinge abspiegeln, die wir sinnlich nicht wahrnehmen können.[1]) Wenn Gott im Gleichnis ein König heißt, so ist das nicht das zufällige Ergebnis einer bloß subjektiven Gedanken-Kombination, als ob Gott, in unsrer Vorstellung, sein königliches Wesen von irdischen Königen, und somit auch diesen Titel von ihnen entliehen hätte. Vielmehr haben in Wirklichkeit alle irdischen Könige die Wahrheit ihres königlichen Wesens von Gott und in ihm, der von Ewigkeit zu Ewigkeit wahrhaftig König ist. Heißt Gott Vater, so bietet nicht irdische, menschliche Vaterschaft dafür das Urbild, den Ausgangs-, Stütz- und Vergleichpunkt, sondern Gottes ewige Vaterschaft verlieh aller menschlichen Vaterschaft ihre Wahrheit und ihren Stand. Die Gleichnisse des Herrn können ihr Bezeichnendes aus Natur und Geschichte nehmen, um göttliche Dinge und geistliche Güter zu veranschaulichen, weil diese göttlichen Dinge und geistlichen Güter im Urbilde das wirklich sind, was Natur und Geschichte in ihrer beschränkten, ja auch in sündlicher Weise abspiegeln. Allerdings gehört ein reines Herz und ein reines Auge dazu, um in dem kreatürlichen, dem schwachen und oft verzerrten Abbilde das ungeschaffene, hohe, himmlische Urbild zu erkennen und nachzuweisen. Nur der, welcher von keiner Sünde wußte, nur der Herr, durch

---

[1]) Trench a. a. O. p. 14—28.

den alle Dinge geschaffen sind und der in seiner Person göttliche und menschliche Natur einigt, vermag die Geheimnisse der Schöpfung und Geschichte, wie der Ewigkeit zu durchschauen und sie in gottmenschlicher Autorität zusammenzufassen, daß sie in dieser Verbindung den Seinen zum ewigen Leben dienen. An sich genommen und getrennt von dem persönlichen Akte des Herrn sind kreatürliche und geschichtliche Vorgänge wegen ihrer endlichen Natur und wegen der eingedrungenen Sünde nicht fähig, himmlische, ewige Güter und Wahrheiten darzustellen. Sie müßten zusammenbrechen unter der Aufgabe, die ihnen darin gestellt würde. Wenn z. B. Gottes Vaterschaft an menschlicher Vaterschaft veranschaulicht wird, so ist doch auch am Tage, daß der menschliche Vater keineswegs nur solche Beziehungen zu seinen Kindern hat, die diesem hohen Zwecke dienen können. Wenn Gottes Wort mit dem Samenkorn verglichen wird, so verwest das Samenkorn in der Erde, indem es einwurzelt und zur Frucht erwächst. In Wirklichkeit aber verwest Gottes Wort niemals. An und für sich genommen sind demnach geschaffene und geschichtliche Dinge zu schwach, zu sehr vermischt mit Vergänglichem und Sündigem, als daß sie ewige Güter und Aufgaben darstellen könnten. Sie empfangen die Kraft dazu erst durch den Herrn, der sie zu diesem Zwecke heiligt. So kann das unsichtbare, ewige Reich Gottes in sichtbaren, zeitlichen Dingen abgebildet werden, weil der Herr des Reiches Gottes dies will und ihm alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden. Er prägt das Wesen, die Gesichtspunkte und Zwecke des Überweltlichen dem Innerweltlichen ein und gestaltet das Innerweltliche zu einem Abbilde des Überweltlichen im Dienste seiner heiligen Liebe. Die Gleichnisse des Herrn sind daher mit allem stärksten Nachdruck und aller entschiedenen Ausschließlichkeit als des Herrn Gleichnisse zu erfassen. Wie der Herr bezeugt: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich," so findet auch niemand offenen und gesegneten Zugang im besonderen zu seinen Gleichnissen, denn durch ihn. —

Als der Herr, der Heiland aller Welt, erbaut er diesen Zugang weit. Es ist eben seine heilige Liebe, was in seinen Gleichnissen verleiblicht vor uns steht. Weil in ihm die Liebe Gottes Mensch wurde und uns erschienen ist, nimmt er das Bezeichnende in seinen Gleichnissen aus den Dingen im menschlichen Person- und Gemeinschafts-Leben, die jedem Menschen nahe liegen. Die materiellen Grundlagen seiner Gleichnisse sind gegeben durch Vorgänge im Leben der Person, der Familie, der Gemeinschaft im Stande, im Volke, im Staate. Das Leben im Hause und in der Arbeit, wie es alltäglich geschieht, wird uns darin vorgeführt. Wir sehen, wie es zugeht in Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Fischerei, in Geldsachen und Rechtshändeln, in Festen, in Reisen und ähnlichen Vorgängen. Dem Menschensohne ist nichts Menschliches fremd; und er wählt für seine Gleichnisse eine Leiblichkeit, die eben alltäglicher Natur ist und allen Menschen zu allen Zeiten in allen Landen irgendwie nahe liegt oder doch ohne große Mühe nahe gebracht werden kann. Kein Zeitalter, kein Land, keine Umstände, keine noch so verschiedenen Kulturverhältnisse können seinen Gleichnissen die unmittelbare Anschaulichkeit und Wirkungskraft absprechen oder wegnehmen. Der Herr hat an die Spitze der Gleichnisse, die uns im 15. Kapitel des Evangeliums St. Lucä aufgehoben sind, das Wort gestellt: „Welcher[1]) Mensch ist

---

[1]) Luther: Der Herr Christus ist nicht allein eigensinnig, daß er der Pharisäer Meisterschaft nicht folgen will, sondern . . . er widerlegt sie mit großer feiner Kunst, ja er beschließt sie mit ihrer eigenen Tat und Exempel, daß sie sich in ihr Herz schämen müssen, weil sie . . . an ihm tadeln in so großen Sachen, was sie selbst in viel geringern Sachen tun (Kirch- u. Haus-Post. zum Ev. am 3. Sonnt. n. Trin.). — Die ältere griech. Auslegung (Cramer, Catena Graec. patr., Oxon., 1844, tom. II, 117; 120) betont, daß der Herr eben Menschen im Auge habe und daß im Gleichnis die Menschenfreundlichkeit Gottes aufleuchte. — Jülicher will das Wort „Mensch" hier nicht betont haben und es als pleonast. Zusatz angesehen wissen (a. a. O. II, 316, vgl. II, 36—37). Aber ein wesentlicher Unterschied im Sinne der Frage Jesu tritt zutage je nachdem „Mensch" betont wird oder nicht; und dem Wesen dieses Gleichnisses wird die Betonung des Wortes „Mensch" gerechter.

unter euch!“ Offenbar ist darin die zuversichtliche Erwartung enthalten, daß, was nun gezeigt werden soll, bei keinem Menschen auf Widerspruch stoßen, oder auch nur irgend einem Menschen fern und fremd vorkommen kann. Unter bestimmten Begrenzungen und Schattierungen, die in einzelnen Gleichnissen von selber hervortreten, darf auf die Gleichnisse des Herrn, als auf eine Gesamtheit, jenes Wort „Welcher Mensch ist unter euch“ überhaupt angewendet und gesagt werden: Kein Mensch kann mit Grund und Recht behaupten, daß die Gleichnisse des Herrn ihm fern liegen, nichts zu sagen haben, unzugänglich sind oder gleichgültig lassen! In den Gleichnissen Jesu wird in eigentümlicher Weise zu Stand und Wesen gebracht, was der Prophet sagt: „Höret, ihr Himmel! Und Erde, nimm zu Ohren! Denn der Herr redet“ (Jes. 1, 2). Auch in den Gleichnissen offenbart der Herr durch Veranschaulichung des Himmelreichs seine Herrlichkeit. Es ist der Herr, der zum Gleichnis greift, um einerseits das zu Lehrende durch ein erweckendes und einführendes Amen, andrerseits das Gelehrte durch ein rückblickendes, abschließendes Amen dem Personleben der Hörer wirkungskräftig zu verkörpern.[1]) — Suchen wir aus allen diesen Hauptfaktoren ein Ergebnis abzuleiten, so haben wir in diesem Gleichnis einen wesentlichen Teil der Heilsoffenbarung des Herrn zu erkennen, in welchem er in gottmenschlicher Autorität und Bindung die Geheimnisse des Himmelreichs an bezeichnenden, naheliegenden Vorgängen aus der geschaffenen und geschichtlichen Welt der Persönlichkeit der Hörer darstellt, damit sie sein eigen werden und bleiben.

---

[1]) Quintilian kennt bereits einen Gebrauch des Gleichnisses gewissermaßen als Divination am Anfang, dann als Rekapitulation am Abschluß. Er bemerkt (Instit. orat. VIII, 3, 77): In parabola aut praecedit similitudo, res sequitur; aut praecedit res, similitudo sequitur, sed interim libera et separata est.

§ 6.

Unsere Stellung zu den Gleichnissen des Herrn.

Nachdem nun der Herr seine Gleichnisse gegeben hat, ist es allerdings sachlich möglich, daß man sie ansieht, getrennt[1]) von ihrem Geber, von seiner Heilsoffenbarung und seinem Heilszwecke, und dann seine Gleichnisse einzugliedern sucht in die große natürliche Familie der irgendwie bildlich gefaßten menschlichen Rede. Viel Scharfsinn und große Gelehrsamkeit sprechen aus derartigen Versuchen, wie sie besonders auch in der Gegenwart mehrfach unternommen wurden. Niemand wird ihnen den Wert absprechen, den sie auf ihrem eigenen Gebiete haben. Wir bleiben indessen bei den Gleichnissen des Herrn als bei des Herrn Gleichnissen. Daß sie uns von unserm Heilande, dem Gottes- und Menschensohne zu unserm Heile gegeben sind, ist und bleibt für uns entscheidend. Unsre Stellung zu seinen Gleichnissen läuft in dieser Hinsicht parallel der Stellung, die wir zu seinen Wundern einnehmen. Es ist auch am Tage, daß wenn man Christi Wunder von der Person dessen trennt, der sie vollbrachte, so ist es

---

[1]) Die negative Kritik verfährt durchweg so, daß sie eine „Religion Jesu" aus den evangelischen Berichten, die als vielfach verkehrt und irreleitend bezeichnet werden, auszuscheiden sucht. Was nun zu der angenommenen „Religion Jesu" nicht paßt, wird dem Mißverstand, den Privattendenzen usw. des Evangelisten zugeschoben. So soll z. B. der Evangelist Lukas stark soziale Tendenzen haben, und wenn auch Jesus selber den Reichtum für gefährlich erklärte usw., so gebe eben Lukas den Worten Jesu gegen den Reichtum eine scharf proletarische und kommunistische Tendenz mit (Weinel a. a. O. p. 58–59). Zum Beleg wird auf das 12. und 16. Kapitel im Ev. Lukas verwiesen, mit der Bemerkung, er habe seiner vorgenannten Tendenz entsprechend „ganze Kapitel von Sprüchen wider den Reichtum gebildet." Man lese nun Kap. 12 im Ev. Lukas und frage sich: Ist dies Kap. ganz aus Sprüchen wider den Reichtum gebildet? Sind dann im 16. Kap. des Ev. die Gleichnisse vom Ungerechten Haushalter und Reichen Mann, das Wort von der ewigen Dauer des Gesetzes, Sprüche wider den Reichtum? Es gibt nicht nur Pharisäer, sondern auch Exegeten, deren Rechtfertigung vor den Menschen nicht gelingt (Luk. 16. 15). Ohnehin konnte Lukas doch nicht „ganze Kapitel bilden usw.", da es für ihn ja gar keine „Kapitel" gab!

nicht mehr möglich, sie ihrerseits als organische Glieder in seiner Heilsoffenbarung zu erfassen und zu würdigen. Unwillkürlich und unaufhaltsam sinken sie hinab zu Mirakeln und bleiben nicht wunderbar, werden wunderlich. Wenn die Wunder Jesu seine Herrlichkeit uns nicht mehr offenbaren, werden sie für uns leer, verlieren allen Wert, ja dienen nur noch zum Anstoß. Ähnlich steht es hinsichtlich seiner Gleichnisse. Offenbaren sie uns nicht mehr seine Herrlichkeit, so verlieren sie für uns allen geistlichen Wert und sinken hinab zu einem bloßen Gedankenspiel, das obendrein der natürlichen Religion und der natürlichen Moral harte Anstöße in den Weg wirft. Im übrigen versteht es sich von selber, daß die Begriffsbestimmungen, welche das Gleichnis als Literatur-Gattung im natürlichen Leben der Menschheit fassen, bei der Stellung, zu der wir uns gegenüber den Gleichnissen des Herrn verbunden wissen, uns auch sachlich nicht genügen können. Unter anderem wird dort die Definition gegeben: Das Gleichnis ist eine Rede-Figur,[1]) in welcher die Wirkung eines Satzes (Gedankens) gesichert werden soll durch Nebenstellung eines ähnlichen, einem andern Gebiete angehörigen, seiner Wirkung gewissen Satzes. In dieser Definition vermissen wir und müssen wir vermissen, daß Christi Gleichnis, das wesentlich im Dienst des Himmelreichs steht, darin keine Berücksichtigung findet. Außerdem liegt zutage, daß der Herr in seinen Gleichnissen keineswegs besonders oder gar ausschließlich auf die Gedankenwelt des Hörers einwirkt und ein logisches Beweisverfahren durchführt. Gewiß sieht er nicht ab von einer Beeinflussung der Reflexion des Hörers! Doch vornehmlich nimmt er die Intuition des Hörers in Anspruch, so daß auch von hier aus ans Licht tritt: Nicht zuerst die Gedankenwelt des Hörers, sondern sein Ich hat der Herr im Auge. Formell müßte an der genannten Definition noch ausgesetzt werden, daß in ihr der Zug der Erzählung im Gleichnis

---

[1]) Jülicher a. a. O. I, 84.

nicht zum Ausdruck kommt und somit die für das Gleichnis charakteristische Tatsachen-Predigt keine Berücksichtigung findet.

§ 7.

Unterschied der Gleichnisse des Herrn von der entsprechenden Gattung menschlicher Literatur.

Würden die Gleichnisse des Herrn dann der ihnen formell verwandten Literatur-Gattung im natürlichen Menschenleben eingegliedert, so macht man sich, abgesehen von jener unzutreffenden Definition, tatsächlich unfähig, den geheimnisvollen Hintergrund und den teilweise richtenden Charakter dieser Gleichnisse zu erkennen. Von dem richtenden Charakter war bereits die Rede, und wir kommen später darauf zurück. Dagegen können wir nicht umhin, hier nachdrücklich geltend zu machen, daß der Herr in den Evangelien gerade bei dem Lehren durch Gleichnisse das Geheimnis des Himmelreichs betont (Matth. 13, 11; Mark. 4, 11; Luk. 8, 10). Manche spöttischen und verächtlichen Bemerkungen sind darüber von den Gegnern gefallen.[1]) Man würde sich derselben wohl kaum schuldig gemacht haben, wenn man angemessen gewürdigt hätte, daß es sich hier nicht um ein völlig unzugängliches, absolutes Geheimnis handelt, denn wir lesen auch ausdrücklich: „Er sagte ihnen das Wort durch viele solche Gleichnisse, nach dem sie es tragen konnten“ (Mark. 4, 33). Auch legt der Herr denen, die ihm angehören, alles aus. Aber ein relatives Geheimnis ist und bleibt das Himmelreich für uns.[2]) Wir dürfen

---

[1]) Schon von der hohen natürlichen Begabung gilt ja das Wort, daß die Feder des Genies immer weiter reicht, als das Genie selber, und über seine bewußte Absicht hinausreicht.

[2]) Vgl. auch Matth. 24, 36; Apostg. 1, 7. Für den Herrn liegt es in der Konsequenz seiner Sendung als Erlöser, daß ihm die Stunde des Endgerichts auf Erden verborgen blieb. Ein vor Gott erkanntes Nichtwissen, das ihm geheiligt wird, ist ein höheres Wissen. Für die Jünger des Herrn liegt es in der Konsequenz ihrer Jüngerschaft, daß ihnen der Tag der Wiederkunft Christi am Ende ihrer Gnadenzeit und am Ende dieser Welt verborgen

uns daran nicht stoßen, dürfen es nicht anders haben wollen. Der Herr im Himmelreich ist Gott. Gibt es in Gott nichts Geheimnisvolles? Bürger im Himmelreich sind Menschen. Gibt es im Menschen nichts Geheimnisvolles? Im Himmelreich handelt es sich um die Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen. Gibt es in dieser Gemeinschaft nichts Geheimnisvolles? Sünde und Gnade, Tod und Leben, Verdammnis und Seligkeit treten hier vor uns hin. Gibt es in dem allen nichts Geheimnisvolles? Die Gleichnisse des Herrn entsprechen nur einem unleugbar vorhandenen Tatbestande, wenn sie an ihrem Teil das verborgene Wesen im Reiche Gottes veranschaulichen sowohl in seinem vor- und überweltlichen Wesen und Ursprunge, wie in seinem innerweltlichen, für den Einzelnen und für die Kirche göttlich und unerschütterlich fest geordneten Verlaufe, wie in seiner nachweltlichen herrlichen Vollendung. Eine Wesens-Eigenschaft der Gleichnisse besteht also darin, daß sie auch Darstellungen des Mysteriums im Himmelreich sind. Sie prägen ab: Der Herr thronet auf seinem hohen und erhabenen Stuhl im Himmel in ungeschaffener, unnahbarer Herrlichkeit; aber seines Kleides Saum füllet den Tempel in der Kirche, auch in der Geschichte und in der Schöpfung (Jes. 6, 1—3; Ps. 78). Gerade diese letzten Momente bringen die Gleichnisse des Herrn besonders zur Geltung. Spiegeln sie das Geheimnis des Himmelreichs ab, so ist dies Geheimnis nicht ein erdrückendes, sondern im Wege der Heilsordnung ein befreiendes Geheimnis. Ein altes schönes Wort verweist hierfür auf die Tatsache, daß jemand, nachdem die Sonne über ihn aufging, noch im Schlafe liegt. Nun trifft der Sonnenstrahl das geschlossene Augenlid, durchdringt mit seinem Licht die leichte Hülle und weckt den Schläfer. In entsprechender Weise steht die Tatsachen-Predigt der Gleichnisse des Herrn vor uns. Sie sind

---

bleibt. Wenn sie diesen Tag kennten, so würde dies Wissen sie entheiligen (Pet. Lange, Positive Dogmatik, p. 760; E. Sartorius, Meditationen usw., Stuttgart, 1855, p. 89).

ja nicht selber als Tatsachen im Himmelreich gegeben, wohl aber stellen sie autoritativ Dinge des natürlichen Lebens in den Dienst des Himmelreichs als Ergänzung des direkten Lehrwortes. Denn der Herr lehrt durch Gleichnisse nicht in dem Sinne, daß er ihnen eine Selbständigkeit beilege. Sie sind nicht imstande, etwas zu lehren oder zu begründen, was nicht bereits in seinem direkten Lehrworte gelehrt und begründet war. Er räumt den Gleichnissen nur den Beruf des Begleiters, nicht den des Führers ein. Das Gleichnis kann das im direkten Lehrworte, auch das in der Weissagung Enthaltene weiter ausführen, entwickeln, im einzelnen ausgestalten, hell beleuchten; doch in allem steht es unter dem direkten Lehrworte, dem es sich anschmiegt. Herrschen ist ihm nicht zugestanden.[1]) Aber nach Gottes Gnadenrat sollen nicht nur die göttlichen Heilstatsachen in der göttlichen Heilsordnung sein Reich erbauen, sondern die Tatsachen in der Schöpfung und Geschichte sollen mit dazu helfen. Die Tatsachen in Gottes Heilsrat kommen uns oft noch nicht nahe genug. Auch nach der Erleuchtung durch Gott, den heiligen Geist, auch nach der Wiedergeburt aus Wasser und Geist, klebt uns die Schwachheit des

[1]) Der Grundsatz, aus der alten Kirche stammend, von den ersten luth. Dogmatikern aufgenommen: „Theologia parabolica non est argumentativa“ ist neuerdings wieder von Jülicher (a. a. O. I, 266), Bugge (a. a. O. p. 3) und anderen angegriffen worden. Wer sich indessen die Mühe nimmt und in Chemnitz, Gerhard, Salom. Glassius usw. die ausführlichen, gründlichen und schlußkräftigen Behandlungen dieses Themas durchliest, wird ihnen zustimmen müssen und deutlich vor sich sehen, daß jene Angriffe den genannten Kanon weder in seinem Inhalt richtig erfassen, noch seine Grenzen richtig erkennen (vgl. z. B. Harmon. IV Evangelist., Genevae 1645, tom. I, fol. 250 sqq. Joann. Gerhard. Loci theol., Lips., 1885, I, 237; IV, 87; VIII, 204; III, 412; I, 402; Salom. Glassius, Philol. Sacra, Lips., 1725, p. 490). Jülicher sagt von der Evang.-Harmonie (Chemn., Lyser, Gerh.), sie werde immer bewunderns- und studierenswert bleiben; aber andrerseits behauptet er (a. a. O. I, 265), sie denke nicht an eine organische Reproduktion des Gedankengehalts der Schrift, sondern „jedes Stück der Schrift wird in die Höhe gezogen und ihm dann das Blut tropfenweise abgezapft, die Tropfen sorgfältig numeriert aufbewahrt.“ Uns erscheint diese letzte Behauptung als eine so grobe und böse Entstellung des klar vorliegenden Tatbestandes, daß jeder Gegenbeweis im einzelnen überflüssig ist.

Fleisches an, daß wir das direkte Lehrwort, das unsichtbare, himmlische Güter bringt, und diese unsichtbaren Güter selbst für etwas zu halten geneigt sind, das nicht ganz dieser Wirklichkeit angehört, in der wir leben, und dessen Besitz uns daher persönlich nie ganz gewiß werden kann. Unser geistleibliches Wesen und unser dadurch bestimmtes religiöses Bedürfnis wird unter Umständen nur dann befriedigt, wenn das unsichtbare, himmlische Gut irgendwie eine Verleiblichung in der Natur und Geschichte findet, ohne dabei sein Wesen einzubüßen. Von diesem Standpunkte aus angesehen, liegt eine tiefe Wahrheit in dem mystischen Satze: Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes! Sagen wir uns doch: Gottes Sein ist unabhängig von der Schöpfung. Gott ist von Ewigkeit zu Ewigkeit auch ohne die Schöpfung. Aber für uns wäre Gott ohne die Schöpfung nicht vorhanden (Röm. 1, 19—21). Gäbe es keine Sonne[1]) und keine Erde, kein menschheitliches, nationales, häusliches, persönliches Leben, so gäbe es für uns keinen Gott. „Im Tode gedenkt man deiner nicht; wer will dir in der Hölle danken" (Ps. 6, 6)! Gott ist Liebe! Aber wäre Gottes Liebe nicht erschienen in der Menschwerdung seines eingeborenen Sohnes, so gäbe es für uns keinen Gott, der Liebe ist. Die Gleichnisse des Herrn fügen nun die göttlichen Heilstaten und die göttliche Heilsordnung auch in Wirklichkeiten und Möglichkeiten der sichtbaren[2]) kreatürlichen Welt hinein und verankern sie gewissermaßen darin. So klar und fest bestimmte Vorgänge und Entwickelungen in der kreatürlichen Welt vor uns stehen, so gewiß bestimmte Ursachen bestimmte Wirkungen haben, ebenso klar und gewiß stellt der Herr, der die göttliche Vollmacht dazu hat, an diesen Dingen in der Sichtbarkeit die Vorgänge und Entwickelungen, Ursachen und Wirkungen, Mittel und Wege im Himmelreich vor Augen, damit er unsre Persönlichkeit ergreife,

---

[1]) Vgl. Robertson, Serm., Tauchn. ed. vol. 557, p. 68.

[2]) Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta . . .

binde, überwinde. Seine Gleichnisse tragen daher gewissermaßen sakramentalen Charakter an sich und sind ein Bindeglied zwischen dem direkten Lehrworte und den Sakramenten. Sie ergehen eben auch im Worte und sind zugleich begründet in Tatsachen. Freilich dürfen wir dabei nie aus den Augen lassen, daß die neutestamentlichen Sakramente mehr sind als Gleichnisse. Denn sie berichten nicht nur Tatsachen, sondern sind selber Tatsache. Sie deuten nicht nur auf ein geistliches Gut hin, sondern sie selber geben geistliches Gut. Jedenfalls kommt den Gleichnissen des Herrn der Charakter einer eigentümlichen Tatsachen-Predigt zu, die eine eigentümliche Gewalt auf uns, als Personen, ausübt. Schon formell tritt dies in den Gleichnissen in beachtenswerter Weise zutage im Unterschiede eben vom direkten geistlichen Lehrwort. Als gesprochen empfangen zunächst beide, das direkte Lehrwort und das Gleichnis, durch den Sprechenden, den Herrn, eine einzigartige Ausrüstung. Das Neue Testament spricht oft von der Gewalt, die der Herr, der Sprechende, seinem gesprochenen Worte mitgibt (z. B. Matth. 7, 29; Luk. 4, 32; Joh. 7, 46). Diese Mitgabe des gesprochenen Wortes kann dem geschriebenen Worte nicht beigefügt werden. Als geschriebenes und gedrucktes, überhaupt in seiner sachlichen Wiedergabe entbehrt das Wort des Herrn der Gewalt, welche von ihm, dem Sprechenden, auf sein Wort und auf die Hörer, wie sie sinnenfällig spüren, gewirkt hat. Aber hier tritt nun ein Unterschied zwischen dem direkten Lehrwort und dem Gleichnis des Herrn hervor. Das geschriebene direkte Lehrwort steht da, ohne daß ein Zeuge und ein Zeugnis von außen her es stützen und stärken, soweit unsere sinnliche Wahrnehmung reicht.[1]) Es bleibt das Wort des Herrn in seinem vollen göttlichen Reichtum und seiner ewigen Kraft. Diese Eigenschaften sprechen aber nur zu unserer geistlichen, nicht zu unsrer durch die Sinne vermittelten Wahrnehmung. Dagegen hat das

[1]) Magee a. a. O. p. 140—162.

Gleichnis des Herrn, als geschriebenes, in dem Vorgange aus der Natur und dem alltäglichen Menschenleben, von dem es erzählend ausgeht, immer einen Zeugen und ein Zeugnis von außen her zur Seite, wie wir durch Vermittlung unsrer Sinne wahrnehmen und wahrnehmen müssen. Das Gleichnis wirkt dadurch in einem bestimmten Sinne unwiderstehlich. Was wir auf Grund unsrer natürlichen Erfahrung als feststehend anerkennen, wird durch das Gleichnis zu einem tatsächlich wirkenden Hebel, der allen Widerspruch und Widerstand, den wir gegen die geistliche Wahrheit, die das Gleichnis in sich birgt, in uns fühlen, mit sittlicher Übermacht beseitigt, es sei denn, daß wir in willkürlichem Trotz unsern natürlichen Wahrheitssinn verleugnen und unsre sonst feststehende natürliche Erfahrung in dem vorliegenden Falle als nicht vorhanden ansehen, zerbrechen und zerstören. — Mit dieser formellen Stärke des Gleichnisses verbindet sich allerdings eine Eigenschaft, die zunächst sich sachlich als Schwäche geltend macht. Das Gleichnis wirkt eben nicht direkt auf uns ein, während das bildlose Lehrwort uns direkt anredet und aktiv sich an uns bezeugt. Hat nun das Gleichnis dem gegenüber mehr einen passiven Charakter, bewegt es sich in seiner Erzählung, so zu sagen, auf neutralem Boden, bezeugt es direkt nur sich selber, ohne uns persönlich sofort in Anspruch zu nehmen, überläßt es auch uns anscheinend die schließliche Entscheidung, wie wir uns verhalten wollen, so wirkt in dieser scheinbaren Schwäche des Gleichnisses zuletzt doch nur eine um so größere, eine wunderbare Kraft zur Überzeugung und Überführung des Hörers. — Unser Selbstgefühl und auch unser natürlicher Hochmut mag nicht gern sich von anderen Menschen oder vom Herrn belehren, geschweige denn zurechtweisen lassen. Man erinnere sich nur, welche unangenehme Empfindungen sich regen, welche starke, innerliche Proteste eingelegt werden, wenn man von anderen Menschen, selbst wenn sie voll dazu berufen und befähigt sind, vom Bösen in direktem Worte abgemahnt, zum Guten angemahnt wird! Um

des tatsächlichen und oft sündlichen Widerstandes willen, der sich gegen jede direkte Ermahnung zu erheben pflegt, ist sogar der Ermahnung und der christlichen Ermahnung, die doch nach Schrift und Erfahrung unter Umständen unerläßlich bleibt, die Berechtigung abgesprochen worden, weil man sich zu sehr von ihrer augenblicklichen Erfolglosigkeit bestimmen ließ und wahrzunehmen meint, daß sie eher Böses als Gutes bewirke. Jedenfalls ist auch der direkten Rede in der Dialektik und Rhetorik ein besonderes hohes Ziel darin gesteckt, daß sie den Hörer nicht durch Argumente überzeuge, die aus einem andern Geiste auf seinen Geist einwirken, sondern ihn mit dem Gedanken durchdringe, er habe mit eigenen Mitteln sich selber überzeugt. Wenn in der Mathematik die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist, so ist in der Psychologie und in der Rede, die psychologisch richtig verfährt, der kürzeste Weg zwischen dem Ausgangs- und Zielpunkte oft durch eine Linie bestimmt, die an Krümmungen nichts zu wünschen übrig läßt und doch das Ziel schneller erreicht, als die gerade Linie. Im Menschenherzen gelten oft dieselben Zweckmäßigkeits-Gesetze, wie auf der Erde, insofern z. B. der Weg von hier nach Jerusalem im weiteren Kreisbogen an der Oberfläche zweifellos kürzer und gangbarer ist, als der Weg auf der geraden Linie, der Sekante, bei dem man sich durch das Innere der Erde Bahn brechen müßte. Bei den Gleichnissen und den Gleichnissen des Herrn kommt noch hinzu, daß wir von Natur Geschichten liebhaben und, wenn sie angemessen erzählt werden, von vornherein dem Erzähler den Schluß, der sich aus der Geschichte ergibt, als selbstverständlich zuzugestehen geneigt sind. Für den Erzähler gilt: Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben! Er bedient sich des anerkannten Rechtes, eine Geschichte zu erzählen, in der zunächst nur Tatsachen als solche vorliegen und in ihren Haupt-Faktoren, wie in kleinen und kleinsten Einzelheiten sachgemäß und kunstgerecht zur Darstellung kommen. Auf jeder Stufe der Erzählung aber und in jedem

Zuge, den der Erzähler einfügt, schwebt ihm das, was er veranschaulichen will, bereits im Geiste vor. Er suggeriert dies auch stillschweigend dem Hörer. Wenn zuletzt der Schluß wirklich kommt, hat der Hörer unwillkürlich ihn längst als notwendig erkannt, weil unter dem Schleier der erzählten Tatsachen die Idee, welche dadurch gebracht werden soll, allmählich immer heller in ihm aufleuchtete, bis sie ihn ganz einnimmt. Die indirekte Wirksamkeit dieser Gleichnisse gibt ihnen, bei der höchsten Autorität, die ihnen innewohnt, also in aller scheinbaren Schwäche doch eine einzigartige, wirkliche, große Kraft. [1]) — Außerdem können wir uns doch dem Eindruck oft nicht entziehen, daß das direkte Lehrwort, nachdem es zu uns gesprochen hat, uns gewissermaßen allein lasse, uns selber überlasse, damit wir das, was es uns lehrte, im Annehmen und Leisten nun selber vollbringen. Dieser Eindruck entspricht nicht der Wahrheit. Daß er indessen tatsächlich nur zu oft vorkommt und ernste Folgen nach sich ziehen kann, wird niemand leugnen. Uns kommt es eben so vor, als ob das direkte Lehrwort zu uns sage: Dort ist das Meer; fahre hinüber; dort ist der Berg; ersteige ihn; dort ist der böse Baum; haue ihn ab; grabe seine Wurzeln heraus; dort ist das edle Reis; pfropfe es ein! Das Gleichnis dagegen, nachdem es uns gesagt ist, läßt uns nicht allein. In der Geschichte, die es bringt, zeigt es auch nicht nur die Möglichkeit der Verwirklichung der Idee, die es bezeugt, sondern geht uns in der Verwirklichung dieser Idee vorbildlich und nachziehend voran. Das Gleichnis sagt zu uns: Sieh, was ich tue und wie ich's tue; und nun kannst und wirst du es auch tun! Das Gleichnis pfropft tatsächlich das edle Reis vor unsern Augen ein, schlägt den bösen Baum vor unsern Augen um und gräbt seine Wurzeln heraus. „Das Gleichnis macht überzeugend geltend, was in der erzählten Geschichte nicht

[1]) Tertull., De anima, 43: Deus . . . manum porrigens fidei facilius adjuvandae per imagines et parabolas sicut sermonum ita et rerum. — Luther.: Ego me unum ex iis esse confiteor, quos poëmata fortius movent, vehementiusque delectant, quam soluta oratio.

zu schwer ist, kann doch auch uns nicht zu schwer sein. Es ersteigt die Höhen, es ergründet Tiefen und überwindet Weiten und sagt uns: Setze deinen Fuß in meine Fußtapfen, so wirst du das Ziel ebenso gewiß erreichen, wie ich es erreicht habe; und nun bin ich ja zu dem Zwecke umgekehrt, um dich nachzuholen und an meiner Hand dich zum Ziele hinzuführen!"

§ 8.

Das Gleichnis des Herrn gegenüber der weltlichen Fabel.

Wir können nicht außer acht lassen, daß in dieser Hinsicht zwischen den Gleichnissen des Herrn und dem natürlichen Bildworte, besonders der Fabel, formell manche Ähnlichkeiten bestehen. Doch ist die Einfügung der Gleichnisse des Herrn in die entsprechende natürliche Literatur-Gattung nirgends von schlimmeren Folgen begleitet, als dort, wo man durch jene Einfügung dazu hingeführt und verführt wurde, für Gleichnisse und Fabeln überhaupt nahezu dieselbe Definition aufzustellen und gar die Gleichnisse des Herrn geschichtlich aus den entsprechenden älteren Werken der Weltliteratur abzuleiten. Wenn der Jordan im Gebirge entspringt und Wasser führt, wie das ja auch beim Kephissos zutrifft, so ist es doch ein mehr als kühner Schluß, daß wir um deswillen die Quellen des Jordan, wie die des Kephissos, im Hochlande Attikas suchen müssen. In Wirklichkeit unterscheiden sich die Gleichnisse des Herrn von den Fabeln in der Weltliteratur doch unleugbar aufs wesentlichste und stärkste. — Die Fabel gehört bereits der Urgeschichte der Menschheit an. Die sprachgeschichtlichen Untersuchungen zeigen, je weiter sie zurückdringen, daß unter den ältesten Blättern dieser Urgeschichte sich schon manche finden, die illuminiert sind. Charakteristisch ist sodann für die Fabel, daß sie unter anderem Pflanzen und Tiere personifiziert und ihnen auch das Vermögen zu sprechen beilegt. Dies deutet zurück und dann auch in der Gegenwart hinein in

Zustände des engen Zusammenlebens der Menschen mit der Pflanzen- und Tierwelt. Was wir noch immer beim Kinde, das mit seinem Spielzeug spricht, und in den einfachsten, ursprünglichsten Zuständen im Leben Erwachsener vor Augen haben, begegnet uns ebenfalls in der Kindheit des Menschengeschlechts, und wir finden überall: Der Hirte spricht mit den Schafen und Weiden, der Ackerbauer mit Rindern und Saaten, der Fischer mit Fischen, Netzen und Wellen, der Reiter mit seinem Rosse, der Jäger mit seinem Hunde, der Wanderer mit den Vögeln unter dem Himmel, mit den laufenden und kriechenden Tieren in Wald und Wüste. Je mehr ein Mensch mit der unter ihm stehenden Kreatur zusammenlebt, desto mehr lebt er sich in sie hinein, teilt sich ihr mit. Er wirkt von sich aus ein auf die Kreatur. Sie wirkt ein auf ihn. Er personifiziert sie. Sie läßt manche ihrer Eigenschaften einen starken Einfluß auf ihn gewinnen und kann dies um so eher bewirken, wenn in den einfachsten Zuständen die ganze Lebensweise der Menschen von der Lebensweise der unpersönlichen Kreatur nicht allzu weit absteht und von den Momenten, die im Vegetativen und im Instinkt vorhanden sind, stark beeinflußt wird. Die Fabel, in ihrer ursprünglichen Gestalt als Natur-Fabel,[1]) auch in ihrer aus Reflexion erwachsenen Gestalt, als Kunst-Fabel, stellt bedeutungsvollerweise mit Vorliebe das Tier dem Menschen zum Muster hin und versucht dann gerade das im Menschen zur Wirkung und Herrschaft zu bringen, was im Tiere der Instinkt ist. Die Fabel ist immer bemüht, aus der untermenschlichen Welt Vorbilder und Regeln für die Menschenwelt abzuleiten. Was hierin schon in der Natur-Fabel vorlag, soweit wir das noch verfolgen können, wird in der ebenfalls uralten Kunst-Fabel noch charakteristischer und umfassender betont. Ihre

[1]) Vgl. Herder, Älteste Urkunde des Menschengeschlechts; Über Bild, Dichtung, Fabel; Ebenso Adrastea; Jakobs, Charaktere der vornehmsten Dichter aller Nationen, Griechische Fabulisten V, 2; Latein. Fabulisten VI, 1; Gebhard, Über den Ursprung der äsop. Fabel (Deutsches Museum, 1784, 2. Bd., p. 553).

Entstehung gruppierte sich, obwohl man ihre ersten Quellen weiter zurückverlegte, für die klassische Welt doch wesentlich um Äsop,[1]) dem Sklaven mehrerer Herren, dann Freigelassener des Königs Krösus und von ihm in hohen Ehren gehalten. Sein Sklavenstand bildete nun einen Ausgangspunkt, um die Entstehung der Kunst-Fabel zu erklären. Der Sklave entstammte oft barbarischem Ursprunge und lebte doch unter Griechen und Römern. Lag hierin eine Andeutung, daß die Fabel aus Natur-Zuständen, aus dem Leben in „Barbarei" herstamme und erst später in das Leben der Kultur-Völker verpflanzt sei? Der Sklave fühlt sich wohl oft veranlaßt, seinem Herrn etwas zu sagen, was diesem unangenehm ist. So mag er aus Furcht vor Peitsche und Beil nicht direkt die Wahrheit aussprechen, die in ihm entbrannt ist und sich Luft machen muß. Er nimmt seine Zuflucht zur Fabel, die jetzt auch einen scherzhaften Charakter mit an sich trägt. Durch Verhüllung der Wahrheit, die er geltend machen will, durch Einkleidung derselben in Vorgänge aus der Tierwelt versucht er ihr zugleich den verletzenden Stachel zu nehmen und den sonst

---

[1]) Herodot II, 134. *Αἴσωπος* lebte um die Zeit der 50. Olympiade. Sokrates brachte im Kerker mehrere Fabeln Äsops in Verse, um einem Orakelspruche nachzukommen. Demetrius Phalereus veranstaltete die erste Sammlung seiner Fabeln um 300 v. Chr. (Diogen. Laert. V, 9). Das Altertum zählt unter seinen hervorragendsten Männern zwei Sklaven, Äsop und Epiktet. Auch Phädrus war Sklave und Freigelassener des Kaisers Augustus. Von Äsop wurde erzählt, daß er auf die Frage, was Zeus denn eigentlich tue, geantwortet habe: Das Hohe beugt er nieder und das Niedrige erhöht er (*Τὰ μὲν ὑψηλὰ ταπεινοῦν, τὰ δὲ ταπεινὰ ὑψοῦν*); vgl. Luk. 1, 52! Um das Elend in der Welt zu begründen, soll er bemerkt haben: Als Prometheus den Menschen aus Erde bildete, wollte dies Gebilde nicht aneinander haften. Prometheus vergoß nun Tränen, und als seine Tränen die Erde befeuchteten, entstand daraus wirklich das Menschengebilde! — Die griechische Literatur kennt Fabeln übrigens schon in Hesiod (800 v. Chr.) und hier scheinen sie wieder auf noch ältere Ursprünge zurückzudeuten. — Nach Plutarch (Conv. sept. Sap.) nannte Äsop sich einen Schüler Hesiods (Ersch und Gruber, Allgem. Encyklop., Leipzig, 1859, 69. Teil, p. 365—368; Art. Gleichnis; Leipz., 1844, 40. Teil, II. Abt. p. 6—11, Art. Fabel. Pauly, Real-Encyklop. der Altertums-Wissensch., Art. Fabula.

gegen ihn losbrechenden Zorn zu entwaffnen.[1]) Lag hierin nicht einleuchtender Grund vor, das Auftreten der Kunst-Fabel in der Kulturwelt zu erklären? Freilich ist es eine recht drastische Erklärung und weckt daher manche Bedenken. Immerhin ist nicht zu übersehen, daß wir den Erzähler von Fabeln oft in einer untergeordneten, bedrückten, auch gefährdeten Situation finden. Er steht tatsächlich oft als Einzelner der Menge, als Geringer dem Mächtigen, als Bedrohter dem erregten Feinde gegenüber.[2]) Die Fabel bietet ihm dann wesentliche Hülfen. Später allerdings, als diese Dichtungs-Art sich eingebürgert hat, mochte sie sich den Dichtern auch aus anderen Gründen empfehlen. Unter anderem wird man, wie Lessing[3]) vermutet, zur Tierfabel gegriffen haben, weil im Unterschiede vom Menschen dem Tier eine allgemein bekannte, wesentlich unveränderliche Natur innewohnt. Die „Bestandheit" im Charakter des Tieres bot nun willkommene Hülfen, daß man daraus mit unbestreitbarer Sicherheit Folgerungen ableitete, die für das Leben und die Lebensführung des Menschen von Bedeutung zu sein schienen. Immer aber, selbst wenn der Körper der Fabel nicht aus der Tierwelt, sondern aus der Menschenwelt genommen ist, bringt die Fabel, wenn nicht niedere, so jedenfalls nur innerweltliche Motive zur Wirkung. Sie prägt im besten Falle etwa Klugheit, Fleiß, Sparsamkeit, Be-

---

[1]) Lib. III, 33:

Nunc fabularum, cur sit inventum genus
Brevi docebo. Servitus obnoxia
Quia, quod volebat, non audebat dicere,
Affectus proprios in fabellas transtulit,
Calumniamque fictis elusit jocis.

[2]) Schon in Hesiod steht der Fabeldichter einem Mächtigeren gegenüber. Menenius Agrippa erzählt sodann seine Fabel von Magen und Gliedern als Einzelner, der einer mißliebigen Klasse angehört, der erzürnten und in Empörung begriffenen Volksmenge. Am stärksten treten uns diese charakteristischen Züge in Jothams Fabel, Richter 9, entgegen.

[3]) Vgl. Abhandlung über die Fabel, 1759; Herder, Vom Geist der hebr. Poesie in den „Zerstreuten Blättern," 1787; Über Bild, Dichtung, Fabel, 1793; Krummacher, Über Geist und Form der evang. Geschichte, 1805.

hutsamkeit, Vorsicht ein; aber selbst hier leidet sie unter dem schweren Mangel, daß sie diesen relativ guten, wertvollen Eigenschaften absoluten Wert beilegt. Für die Selbstbehauptung nach Maßgabe einer allgemeinen bürgerlichen Gerechtigkeit und für alle daraus erwachsenden Aufgaben im innerweltlichen Leben bringt die Fabel mit das Beste, was sich in der Weltliteratur findet. Dagegen für Selbstverleugnung, Selbstaufopferung, für Mut und Edelmut, für Vertrauen, Zutrauen, Hingabe, Erbarmen hat sie wenig oder auch kein Verständnis. Oft empfiehlt sie tatsächlich Schlauheit und Betrug, wie im Reineke Voß. Oft spottet sie über die Schwachheiten und Torheiten, auch über die Missetaten und das Elend der Menschen. — Nach den Eindrücken schon aus dieser kurz gefaßten Übersicht erscheint uns die Behauptung unfaßbar, daß „die Mehrzahl der Gleichnisse Jesu, die erzählende Form tragen, Fabeln sind, wie die des Stesichoros und des Äsop." Als einst Hugo Grotius von den Gleichnissen des Herrn die Bezeichnung fabula oder fabella zu gebrauchen pflegte, hat Abraham Calov scharf dagegen protestiert und dies Vorgehen eine Entweihung genannt. Denselben Protest haben wir beständig zu erneuern. Ein starkes Maß von Selbstverblendung gehört dazu, wenn man versucht, die Gleichnisse des Herrn der Fabel in der Welt-Literatur gleichzustellen. Die Fabel entstammt den Zeiten und Eindrücken, den Begrenzungen und Gebundenheiten in der Welt, als die Menschen aus dem Paradiese vertrieben, zuletzt sich besonders daran erinnerten, daß ein Tier, die Schlange, dort habe reden können, und daß eine Pflanze, der Baum der Erkenntnis, über das Geschick der Menschen entschied. Die Fabel ist geboren, lebt und wirkt ausschließlich im Erdendasein der Menschen, die fühlen, daß sie unter einem Gericht stehen, dem sie nicht entrinnen können und doch entrinnen möchten, die überzeugt sind, daß sie zu Erde werden müssen, wie sie selber von der Erde sind. So denken und reden sie von der Erde und dem, was darauf ist. So lassen sie sich Gedanken geben und zusprechen von der Erde und dem,

was darauf ist. Es kümmert sie nicht, daß sie der stummen Kreatur Sprache und Stimme verleihen im Widerspruch gegen die für sie geltende Schöpfungs-Ordnung. Die Stimme Gottes vernehmen sie nicht mehr. Um diese furchtbare Verlassenheit, diese Öde irgendwie mit Leben zu erfüllen, suchen sie der stummen Kreatur Rede und Sprache aufzuzwingen. Sie legen auf diese erträumten Erfolge um so größeres Gewicht, als sie merken, daß dadurch eine wirkliche Macht in ihr Leben eintritt, die ihrem Erdendasein eine wesentliche Hülfe vermittelt und einen gewissen Glanz und Schimmer darüber ausbreitet. Auch sind die vielen eingebildeten Stimmen der stummen Kreatur ihnen willkommen, weil dadurch die eine wirkliche Stimme, die von der Erde aufschreit, für sie überdeckt wird: Die Stimme von Abels Blut! In dem allen ist die Fabel irdisch, von dieser Welt. Sie hat ihre weltliche Wahrheit, ihre weltliche Schönheit, ihre weltliche Kraft und weltliche Majestät. Darin behält sie ihren hohen und, aus bestimmtem Gesichtspunkte angesehen, unvergleichlichen Wert.[1]) Aber sie untersteht und unterliegt auch dem Gericht über alle Welt und alles weltliche Wesen. Bei allen Stimmen der stummen Kreatur, welche diese Fabel zur Geltung bringen will, ist sie selber durchdrungen von dem Seufzen der stummen Kreatur (Röm. 8, 19—23), die ohne ihren Willen der Eitelkeit unterworfen ward und von sich aus dafür Zeugnis ablegen muß. Wer diese Fabeln mitzufühlen sucht, wird oft den Eindruck haben: Sie

---

[1]) Luther (Jenenser Ausg. 1566; tom. V, fol. 268) sagt über Äsops Fabeln: Dies Buch ist ein hochberühmt Buch gewesen bei den Allergelehrtesten auf Erden, sonderlich unter den Heiden. Wiewohl auch noch jetzund, die Wahrheit zu sagen, von äußerlichem Leben in der Welt zu reden, wüßte ich außer der Heiligen Schrift nicht viel Bücher, die diesem überlegen sein sollten, so man Nutz, Kunst und Weisheit und nicht hochbedächtig Geschrei wollte ansehen. Denn man darin unter schlechten Worten und einfältigen Fabeln die allerfeinste Lehre, Warnung und Unterricht findet, wer sie zu brauchen weiß, wie man sich im Haushalten, gegen Oberkeit und Untertanen schicken soll, auf daß man klüglich und friedlich unter den bösen Leuten in der falschen, argen Welt leben möge.

stehen da in der Welt-Literatur groß und gebissen, stark und erdrückt, wie Laokoon in der Plastik. — Wenn wir von diesen Fabeln uns zu den Gleichnissen des Herrn wenden, so ist das ein Weg und Übergang aus dem Weltreich ins Himmelreich. Alles in den Gleichnissen des Herrn, ihr Ursprung, ihr Lauf, ihre Mündung, ihr Zweck, — alles steht in wesentlicher, unlösbarer Verbindung mit dem Himmelreich. Sind jene Fabeln nach dieser Welt orientiert, diese Gleichnisse sind nach dem Himmelreich orientiert (Joh. 3, 31). Hier muß die ganze Kreatur dem Himmelreich zu Dienste sein. Der andere Adam, sündlos, sanftmütig und von Herzen demütig, sucht nicht seine Ehre, sondern des Vaters Ehre auch darin, daß er alle Werke Gottes in der Welt, als in seiner Schöpfung, nur so in den Dienst des Himmelreichs nimmt, wie es der Ordnung Gottes sich einfügt. Anscheinend ein Geringes, ist es in Wahrheit ein sehr bedeutungsvoller, charakteristischer Zug, daß der Herr, der Pflanzen und Tiere von seinen Gleichnissen ja nicht ausschließt, doch niemals die Beziehung einer Pflanze zur andern, eines Tieres zum andern zugrunde legt. Darin könnte eben nie eine Sache im Himmelreich abgespiegelt sein. Dagegen verwendet der Herr in seinen Gleichnissen wohl die Beziehungen des Menschen zu Pflanzen und Tieren, denn sie vermögen Sachen im Himmelreich abzuspiegeln. Ebenso verleiht der Herr in seinen Gleichnissen Pflanzen und Tieren keine Sprache. Er bleibt innerhalb der Grenzen der Schöpfungsordnung. Aber doch: Welch eine geistliche Sprache hat er den Lilien auf dem Felde, den Vögeln unter dem Himmel, den Hunden auf den Gassen, den Füchsen in ihren Gruben verliehen! Innerhalb der Grenzen der Schöpfungsordnung bedient sich der Herr, durch den alles geschaffen ist, aller Dinge in einer ursprünglichen, erhabenen Majestät, so daß wir auch hieran wahrnehmen, daß, wenn er seine Ehre nicht sucht, der Vater sie sucht und vor aller Welt aufrichtet (Joh. 8, 50). — Er ist nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Er löst nicht auf, was die bisherige

sprachliche Entwicklung im Bildworte, vornehmlich in Israel, ihm darbot. Aber er erfüllt diese Formen mit neuem Geiste, mit dem Geiste des Himmelreichs. Seine Gleichnisse verwenden Formen der Sprache, die vor ihm und nach ihm im Gebrauch der Menschen stehen; aber der Vater, der des Sohnes Ehre sucht, hebt diese Gleichnisse aus aller Vergleichbarkeit mit menschlichen Erzeugnissen hoch empor, so hoch, wie der Himmel über der Erde ist. Seine Gleichnisse finden sich vor dem beschränkten, natürlichen Blick im Zusammenhang mit vorangegangenen sprachlichen Bildungen und werden geschichtlich abgelöst von folgenden sprachlichen Bildungen. Sie haben Vater und Mutter und ein Geschlecht, haben Anfang der Tage und Ende des Lebens. Doch die Sache trifft das nicht! In Wahrheit stehen die Gleichnisse des Herrn allein. Sie sind ohne Vater und Mutter, ohne Geschlecht, ohne Anfang des Lebens, ohne Ende der Tage (Hebr. 7, 3). Sie stehen in diesem Weltlauf für sich allein, allein in Gott!

§ 9.

Unhaltbarkeit der naturalistischen Auslegung der Gleichnisse Jesu.

Schließlich dürfen wir nicht an der Aufgabe vorübergehen, wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, welche Ergebnisse die Auslegung der Gleichnisse des Herrn zutage fördert, die ihnen den Offenbarungscharakter abspricht und sie im wesentlichen wie jedes andere natürliche Literaturerzeugnis behandelt. Wir wählen dazu die Bearbeitung des Gleichnisses vom Verlornen Sohn[1]) in

[1]) Von populären Schriften über die Gleichnisse hätte sonst auch van Koetsveld „Die Gleichnisse des Evang. usw." (Leipzig, 1896) nahe gelegen, der im wesentlichen dieselben Grundanschauungen vertritt, wie Jülicher. Nach einer, vom natürlichen Standpunkt aus angesehen, sehr ansprechenden Auslegung, bemerkt er zur Anwendung des Gleichnisses (p. 141) sehr bezeichnend: „Die Dogmatik, ich meine damit hier die Sucht, überall ein festgeschlossenes System herzustellen, hat dieser Anwendung am meisten im Wege

dem Werke von A. Jülicher „Die Gleichnisreden Jesu“. Ohne Zweifel nimmt ja dies Buch einen hervorragenden Platz unter den wissenschaftlichen Arbeiten über diese Gleichnisse in der Gegenwart ein. Auch wird jedermann zugeben, daß im Gleichnis vom Verlorenen Sohn uns eine Gabe vorliegt, deren richtiges Verständnis, richtige Aufnahme und Anwendung so unbedingt gesichert erscheint, daß eine Entgleisung hierbei fast zu den Unmöglichkeiten gezählt werden muß. Zuletzt empfahl sich gerade die Bearbeitung dieses Gleichnisses von Jülicher für uns, weil er hierin eine warme allgemein-religiöse, allgemein-moralische Gesinnung bekundet und vom Standpunkt der natürlichen Religion aus Jesum hoch preist und diesem Gleichnisse eine sehr aus-

---

gestanden. Der verlorene Sohn wurde dann der Mensch, überhaupt jeder Mensch, und die Notwendigkeit einer Bekehrung, der Wiedergeburt, vor allem aus diesem Gleichnis hergeleitet. Als ob ein Vater wünschen könnte, daß jedes seiner Kinder sich in gleicher Weise verirren und in gleicher Weise wiederkehren sollte! In dem fremden Lande und auf der weiten Reise verunglücken doch so viele. Glücklich der, welcher in des Vaters Hause geblieben ist!“ An einer andern Stelle (p. 143) behauptet der Verf.: „Ja, ich habe sogar von einer sogenannten protestantischen (glücklicherweise keiner reformierten) Kanzel die Lehre verkündigen hören: Alle unsre guten Werke seien nur Pfuscharbeit, durch die wir das Werk Gottes verdürben, da doch der Weg zum Himmel nicht der Pfad der Gerechtigkeit, sondern der Ungerechtigkeit sei!“ — Also, wer sich nach diesem Gleichnisse als verlorenen Sohn erkennt und fühlt, der muß dem Vater den Wunsch imputieren, daß jedes seiner Kinder sich in gleicher Weise verirren und in gleicher Weise wiederkehren sollte! Eine kaum vorstellbare Verdrehung des Sachverhalts! Es ist am Tage, daß hier, um für alle Sünder, das ist für alle Menschen Trost zu bieten, die tiefste Versunkenheit dargestellt werden mußte, die alle möglichen Stufen der Versunkenheit in sich befaßt. Es sollte eben gezeigt werden, daß keine äußerste Entfernung von Gott und damit keine Entfremdung von Gott in dieser Art die Möglichkeit der Umkehr ausschließt. Ist es um deswillen der „Wunsch“ Gottes, daß jeder sich aufs äußerste von ihm entferne? — Andrerseits, wäre der Weg zum Himmel der Weg der Gerechtigkeit, das ist, wie hier verstanden ist, unsrer eigenen Gerechtigkeit, so würde kein Mensch selig. Kein Mensch ist im Vaterhause geblieben. Damit ist nicht gesagt, daß der Weg zum Himmel der Weg der Ungerechtigkeit sei, sondern dieser Weg ist Gnade Gottes, uns zugeeignet, den Ungerechten, die in Christo gerechtfertigt sind! — Ein Zweifel regt sich auch, ob die gehörte Predigt vom Verf. richtig angeführt ist!

gezeichnete Stelle zuschreibt. Mit Recht dürfen wir demnach erwarten, daß die naturalistische Exegese der Gleichnisse des Herrn sich eben hier von ihrer besten Seite zeigen wird. Greifen wir nur Hauptsachen heraus, so lesen wir aber z. B., man dürfe „nicht vergessen, daß im Gleichnis vom Verlorenen Sohn durchweg die Vermögensfragen entscheiden und das Geben, Verbringen, Wiederaufwenden, Nichtgönnen von Geld und Geldeswert die verschiedenen Momente der Geschichte schaffe." Oder: „Weil der Durchschnittsmensch, ehedem wie heute, allerlei Leichtsinn zu verzeihen bereit ist, nur dann nicht, wenn er in Armut und Elend endet, weil er sein sittliches Urteil über eine Praxis von ihren materiellen Folgen bestimmen läßt, bejammert auch Jesus, als echter Volksredner, hier nicht mit pastoraler Miene die Nichtswürdigkeiten, die der Mißratene draußen begangen haben mag, sondern läßt uns schauen, wie er auf natürlichem Wege zuerst sein Gut, dann seine Freiheit verlor, schließlich nicht mehr satt zu essen hatte." Niemand wird verkennen, daß in diesen Erklärungen, sachlich angesehen, richtige Bestimmungen vorliegen; aber welchen Zwittersinn birgt die Behauptung in sich, daß in der Geschichte dieser Parabel durchweg Vermögensfragen entscheiden, weil Geld und Geldeswert die verschiedenen Momente der Geschichte schaffe! Entscheiden etwa in der Geschichte des Apostels Paulus durchweg Kamelshaare, weil sein Bleiben und Wandern davon abhing, ob er Gelegenheit fand, sie zu Zeltdecken zu verarbeiten? Entscheiden für Dürers Holzschnitte etwa durchweg die Holzstöcke und Griffel, weil er ihrer zu seiner Arbeit bedurfte? Was veranlaßte die Bemerkung zu diesem Gleichnis: Jesus, als echter Volksredner, bejammere hier nicht mit pastoraler Miene die Nichtswürdigkeiten des mißratenen Sohnes? Was berechtigt zu der Annahme, daß dies Gleichnis im Anschluß an das eudämonistische Urteil von „Durchschnittsmenschen" aufgebaut sei? Derartige Bemerkungen verletzen nicht nur das christliche Feingefühl, weil sie den Eindruck des Profanen hinterlassen und spöttische

Seitenblicke werfen, zu denen keine Veranlassung vorliegt; sie verletzen auch den natürlichen Wahrheitssinn und die Grundsätze der natürlichen Hermeneutik. Außerdem beklagt derselbe Verfasser einerseits, daß man noch immer in diesem Gleichnis einen vollständigen Grundriß der Heilsgeschichte suche; und er selber nennt andrerseits dies Gleichnis doch das vollständigste, einfachste, tiefsinnigste Bekenntnis der Religion Jesu. Er gibt zu, daß in diesem Gleichnis die Arbeit des heiligen Geistes und der Sühnetod des Gottmenschen nicht erwähnt werden konnten, wenn das im Gleichnis Erzählte nicht verdorben werden sollte. Zugleich betont er: „Die Freude Gottes über einen bußfertigen Sünder kann ehrlicherweise in dem Tone dieser Parabel nur jemand verkündigen, der den Entschluß zur Umkehr bei dem Sünder aus dessen Herzen erwachsend, nicht durch die Gnadenkräfte eines andern herbeigeführt glaubt. Eine grenzenlose Freude über den Eintritt einer Sache, die von meinem Willen allein abhängt, ist ein Unsinn.“ Wir müssen uns zunächst wundern, daß der Verfasser, seinen eigenen früheren Ausführungen entsprechend und nach dem offenbaren Wortlaut dieser Parabel, die Reue des verlorenen Sohnes nicht aus seinem Hungern, anstatt aus seinem Herzen ableitet. Das Verhungernmüssen ist doch zweifellos der Funke, an dem die Reue in ihm entbrennt. Das Elendsgefühl geht voran; das Schuldgefühl folgt. Die Parabel möchte doch damit ein besonderes Licht auf die Tatsache fallen lassen, daß Gott in seinem großen Erbarmen die ersten Beweggründe, die uns zur Bekehrung treiben, nicht auf die Wage am Heiligtum legt, wenn nur die Bekehrung selbst eine wahre wird. Noch mehr wird unser Erstaunen lebendig durch die Behauptung des Verfassers, daß die Darstellung der Freude des Vaters über die Umkehr und Heimkehr des Sohnes nur dann zu erklären sei, wenn man annehme, der Vater habe die Motive dazu ausschließlich im Herzen des Sohnes gefunden und ausschließlich auf den Willen des Sohnes zurückgeführt, daß er wiedergekommen ist. Psycho-

logisch ist doch sehr wohl denkbar, daß der Vater sich ebenso hoch gefreut hätte, wenn ihm etwa bekannt war, ein guter Freund, den er ausgesandt, habe den verlorenen Sohn zur Umkehr bewogen. Für die Freude des Vaters ist einzig und allein entscheidend, daß der Verlorene wahrhaftig zu ihm heimkehrt. Wer und was diesen Entschluß des Sohnes bewirkte, ist eben nicht berührt und hat mit der Freude des Vaters nichts zu tun. Hätte der Vater seine Freude mit darauf gegründet, daß der Sohn ausschließlich aus seinem eigenen Vermögen den guten Weg zu ihm zurück fand, so konnte er sein Schlußurteil nicht wiederholt zusammenfassen in die Worte: „Dieser war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden!“ Der verlorene Sohn erscheint hierin unleugbar nicht aktiv, sondern passiv. Wollte der Vater irgendwie das Gewicht auf die Aktivität des verlorenen Sohnes oder gar ausschließlich auf seine Aktivität legen, so hätte es heißen müssen: „Er war tot und hat sich wieder lebendig gemacht; er war verloren und hat sich und mich wiedergefunden!“ Am meisten befremdet der Satz des Verfassers: „Eine grenzenlose Freude über den Eintritt einer Sache, die von meinem Willen allein abhängt, ist Unsinn.“ Also: Entweder muß der Sohn ausschließlich aus eigenen Antrieben heimgekehrt sein; und dann ist die Freude des Vaters verständlich; oder, ohne Bild, der Sünder wird bekehrt ausschließlich infolge des Willens Gottes; und dann ist die Freude Gottes über die Bekehrung des Sünders unverständlich, ist „Unsinn“. In Wirklichkeit aber ist diese Alternative falsch bestimmt. Nach evangelischer Lehre und christlicher Erfahrung hängt unsre Bekehrung allein vom Gnadenrat Gottes und seinem Willen ab, insofern wir ohne seine Berufung und Erleuchtung und ohne seine Gnadenwirkung auf unser Vermögen und unsern Willen niemals bekehrt werden. Uns kommt daher kein eigenes Verdienst bei unsrer Bekehrung zu. Andrerseits haben wir als Personen das Vermögen, diese Gnadenwirkung Gottes abzulehnen und uns dauernd dagegen zu verstocken. Von

hieraus angesehen, hängt unsre Bekehrung nicht allein vom Willen Gottes ab. Wer selig wird, wird allein aus Gnaden selig; wer verloren geht, geht allein aus eigener Schuld verloren. Hinge unsre Bekehrung ausschließlich von unserm Willen ab, so könnte kein Mensch zu Gott kommen, denn wir sind Fleisch, und Fleisch kann Gottes Reich nicht erben. Hinge unsre Bekehrung ausschließlich von Gottes Willen ab, so würden freilich alle Menschen davon überwunden, denn Gott will, daß allen Menschen geholfen werde; aber zugleich würde den Menschen die Wesenseigenschaft, daß sie Personen sind, genommen. Gottes Wille bliebe dann auch nicht mehr ein Gnadenwille, ein sittlicher Wille. Er würde zu einem physischen Gewaltakte. Damit wäre Gottes Name für uns entheiligt. Diese ganze Argumentation des Verfassers ist daher falsch und verführerisch. Wenn er bemerkt, daß man nach diesem Gleichnis die Notwendigkeit eines Sühnopfers, einer Versöhnung Gottes (und dem entsprechend die Notwendigkeit der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes) nicht mehr festhalten könne, ohne dem Vater im Gleichnis die Gesinnung des älteren Sohnes zuzuschieben, so müssen wir darin eine grobe Entstellung des Tatbestandes finden, die, durch nichts veranlaßt, allein der Willkür entstammt. — Und was soll man zu seiner Behauptung sagen: „Nicht um Christi willen nimmt der Gott von Luk. 15, 11 ff. den Sünder an, sondern weil er gar nicht anders kann, als vergeben, weil es ein armes, liebes Kind ist, das ihm naht!“ Wir sind doch von Natur wahrhaftig nicht Gottes Kinder, sondern Gottes Geschöpfe, sind noch weniger von uns aus seine lieben Kinder, sondern stehen tatsächlich unter seinem Zorn und Gericht. — In alle derartigen Ausführungen fügt der Verfasser die Sprache eines warmen allgemein-religiösen Gefühls ein. Aber wie ist es nur möglich, daß er am Schlusse seiner Bearbeitung dieses Gleichnisses die Behauptung aufstellen kann: „Die Kirche Jesu, die für ihr geliebtes „Außer der Kirche kein Heil“ freilich hier keine Anknüpfungen fand, hat diesem Gleichnis teils direkt durch Igno-

rierung, teils indirekt durch Verschüttung und theologisierende Mißdeutung ihr Übelwollen reichlich bewiesen." Was versteht der Verfasser hier unter der „Kirche Jesu"? — Hat er die Christen überhaupt im Auge? Aus der Zeit der ersten Kirche sind uns sehr viele Belege aufbehalten, daß sie von den Gleichnissen im 15. Kapitel des Evangeliums Lukas sich mit besonders inniger Liebe dem vom Hirten und verlorenen Schaf zuwendete. Sie schnitt dies Bild in Edelsteine,[1]) grub es in Siegel, goß es in Glas, meißelte es in Basreliefs an Sarkophagen, setzte es in Mosaik und Gemälde an Wand und Gewölbe der Katakomben. Konnte die erste Kirche das Gleichnis vom verlorenen Schaf so lieben und zugleich sich vom Gleichnis vom verlorenen Sohn mit Übelwollen abwenden? Seit der Reformation finden wir das Gleichnis vom verlorenen Sohn in volkstümlicher Kunst und im Kunsthandwerk überall in zahllosen Darstellungen vor. Im Eichenholz am Schrank und an der Truhe, im Guß-Eisen am Ofen, in Täfelungen an der Wand, in Steinen und Ziegeln, auf Kacheln, in Seide und Wolle gestickt, — in unübersehbarer Menge und Vielfältigkeit sind diese kleinen und großen Denkmäler aufgerichtet, wie tief das Gleichnis vom verlorenen Sohn dem Christenvolk ins Herz gegraben ist. Es ist doch unmöglich, dem gegenüber von einem Übelwollen der Christen gegen dies Gleichnis zu sprechen! Außerdem kann niemand den Christen ins Herz sehen. Ein wissenschaftliches Werk, das eine derartige Anschuldigung brächte, die niemals durch eine wissenschaftliche Untersuchung begründet werden könnte, würde sich damit vor aller Welt um seinen guten Namen bringen! — Mit dem Ausdruck „die Kirche Jesu" kann der Verfasser nun auch die kirchlichen Theologen gemeint haben, als Repräsentanten der Kirche, der Gesamtgemeinde Jesu. Da aber der Protestantismus wohl den Grundsatz vertritt „Außer Christo kein Heil", nicht den Grundsatz „Außer der Kirche kein

---

[1]) Tertull., De pudic. 7, cit. bei Trench a. a. O. p. 384.

Heil," der römisch-katholisch ist, so scheint der Verfasser den genannten schweren Vorwurf römisch-katholischen Exegeten und Dogmatikern zu machen. Wir haben keinen Beruf, sie, als solche, zu verteidigen. Aber wir können nichts wider die Wahrheit (2. Kor. 13, 8); und in der Tat und Wahrheit haben die römisch-katholischen Theologen diesen Vorwurf, wie er so allgemein ausgesprochen wird, nicht verdient. Lassen wir die älteren Kirchenlehrer beiseite, so haben wir Auslegungen über das Gleichnis vom verlorenen Sohn oder über einzelne Teile desselben von Hieronymus,[1]) Ambrosius, Augustin, Gregor d. Gr., Beda, Anselm, Thomas Aq., Bernhard (Guerrikus),[2]) Corn. a Lapide, Lyra, Erasmus, Cajetan, Maldonatus, Salmeron, Massillon, Wisemann. Nur die bekanntesten Namen seien damit angeführt! Und sie genügen vollkommen zu dem Beweise, daß die römisch-katholischen Kirchenlehrer und Theologen mit Unrecht der Ignorierung dieses Gleichnisses geziehen werden. Haben sie aber nicht doch den Inhalt desselben verschüttet, mißdeutet und so ihr Übelwollen dagegen reichlich bewiesen? Mehrere von ihnen kommen bei den verschiedensten Veranlassungen gerade auf dies Gleichnis

---

[1]) Hieronymus schrieb (Ad Damas., epist. 21) eine eingehende Auslegung unseres Gleichnisses. Damasus, Bischof von Rom, hatte an ihn die Frage gerichtet, ob es möglich sei, daß, wie beim älteren Sohn im Gleichnis vorliege, im Herzen eines Gerechten ein so unmenschlicher Neid wohne. Hieron. ist bemüht, diese Frage zu beantworten. Außerdem bemerkt er z. B. Filius perditus non poterat saturari, quia semper voluptas famem sui habet, et transacta non satiat. Er hat zuerst lebhaft veranschaulicht, wovon Faust spricht (Monolog, Wald und Höhle): So tauml' ich von Begierde zu Genuß — Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde! Hieronym. unterläßt auch nicht „bei den Trebern, die die Säue aßen," wie Augustin, aufmerksam zu machen auf die „sordida figmenta poëtarum et diversis erroribus polluta dogmata philosophorum."

[2]) Bernhard behandelt unser Gleichnis oft, z. B. In Cant. Sermo 14; 29; De Divers. Serm. 8; De Convers. 8; 14; De gratia et lib. arb. 10. Er (Guerrikus) spricht dabei unter anderem von der Demut, welche die größte Tugend ist, obwohl sie nicht weiß, daß sie eine Tugend ist. Oder er legt den Finger auf die Wunde: Willst du deine Seele ernähren mit Speise, die ihr nicht zuträglich ist, so ernährst du nur deinen Hunger!

immer wieder zurück.[1]) Offenbar steht es nicht nur sehr klar und fest in ihrem Gedächtnis, sondern ist ihnen tief ins Herz gegraben. Ein Übelwollen gegen dies Gleichnis liegt ihnen ganz fern. Sie haben es vielmehr ganz besonders geehrt und geliebt. Wenn sie dann, von ihrer grundsätzlich falschen Stellung zum Evangelium von der freien Gnade Gottes ausgehend, in ihren Erklärungen fehlgreifen, oder irrige hermeneutische Methoden hier, wie sonst, durchführen, so ist es doch unmöglich, ihre Auslegung in Bausch und Bogen als Verschüttung oder theologisierende Mißdeutung zu bezeichnen. Vielmehr verdankt die „Kirche Jesu" auch diesen Auslegungen des Gleichnisses vom Verlornen Sohn nicht wenige vorzügliche Gaben, deren Wert kein Christ leugnen kann.[2]) Die geistliche Macht, welche der Herr diesem Gleichnisse eingepflanzt und mitgegeben hat, ist andauernd so groß und wirkungskräftig, daß die römisch-katholischen Theologen hier nicht selten von der erbarmenden Vaterliebe zu dem verlorenen, bußfertigen Sünder überwunden werden und in ihren Auslegungen der Gnade Gottes ein hohes Lied singen, ohne des Verdienstes durch Werke und anderer

---

[1]) So kommt z. B. Augustin auf Luk. 15 und auf das Gleichnis vom Verlornen Sohn zu sprechen bei der Auslegung des 31., 77., 138. Psalms. Er behandelt dies Gleichnis in den Quaest. ev. II, quaest. 33; in Epist. 186, in den Confess. lib. I, 18; III, 3; VIII, 3. Seine Auslegung beweist unwiderleglich, wie tief dies Gleichnis ihn ergriffen hat. Bei allen Seltsamkeiten seiner Exegese werfen seine Worte uns oft Feuer ins Herz, wie sein: „Divinae misericordiae severa disciplina," von Luther in „Gottes scharfer Barmherzigkeit" aufgenommen, oder sein Wort: Non dicit pater, Omnia possides, sed, Omnia mea tua sunt.

[2]) Gregor der Gr. bemerkt (34. Hom. in Evang.) zu dem Murren der Pharisäer, Luk. 15: „Ihr ausgetrocknetes Herz lästert den Lebensbrunnen aller Barmherzigkeit." Anselm (Dialog. Christ. cum Judaeo) legt dem Christen die Worte an den Juden in den Mund: „Wohlan, bleibe nicht draußen stehen, beneide mir nicht mein Festkleid, meine Schuhe, meinen Ring, den der Vater mir gab zur Versiegelung meines Glaubens, als ich bußfertig heimkam. Komm herein! Freue dich mit! Setz dich mit zu Tische! Wo nicht, so will ich deinen Zorn in Geduld tragen, bis der Vater selbst zu dir hinausgeht und dich einladet. Inzwischen singe ich seiner Ehre mein Loblied, denn ich habe meinen Ring, ich habe meinen Ring!" — (Trench a. a. O. p. 425; vgl. die Anmerk. von p. 373—426).

unevangelischer Menschensatzungen zu gedenken. — Wenn Jülichers Anklage demnach auch hier nicht zutrifft, so bleibt uns noch die Prüfung, ob sie gegenüber den kirchlichen protestantischen Theologen aufrecht erhalten werden kann. So ungeheuerlich uns diese Behauptung vorkommen wird, so können wir doch die Prüfung derselben in dieser Beziehung nicht unterlassen, da Jülicher, von wenigen Ausnahmen, die sich ihm aufzwingen, abgesehen, scharfe, bittere Worte vor allem dann gebraucht, wenn er mit kirchlichen protestantischen, besonders mit lutherischen Theologen zu tun hat. In Wirklichkeit beruht die Entstehung, das Leben und Zeugnis, das Leiden und Siegen der lutherischen Reformation wesentlich in den Gnadengaben, welche im Gleichnis vom verlorenen Sohn[1]) uns veranschaulicht und zu Gemüt geführt sind.

---

[1]) Luther hat das Gleichnis vom Verlornen Sohn nicht besonders bearbeitet, doch vergleiche seine herrlichen Trostworte zu diesem Gleichnis, abgedruckt in Chr. G. Eberle, Luthers Evangel.-Auslegung, Stuttgart 1877, p. 806—807. Einen Gegenbeweis gegen die Behauptung, daß er Übelwollen gegen dies Gleichnis gehegt habe, führen wir nicht. Dies ist so überflüssig, wie bei leuchtender Sonne die Behauptung, es sei Nacht, mit Beweisen widerlegen zu wollen. Aber man sehe doch nur an, welche Bedeutung schon das Wort „Verloren" in seinem Herzen besitzt, wie aus seinen Kirchenliedern, seinen Katechismen aufleuchtet; dann wie er dies „Elend," dies „Jammertal", dem „Freudensaal", dem „Hochfeste" Gottes gegenüber nennt und überwindet. Die „Kirche Jesu" trägt immer in brennendem Herzen „Verloren und Wiedergefunden." Vgl. Prudentius' schönen Hymnus zum verlornen Schaf (Hymn. post Jejun., cit. bei Trench a. a. O. p. 381, Anm. 1):

Ille ovem morbo residem gregique
Perditam sano, male dissipantem
Vellus affixis vepribus per hirtae
Devia silvae

Impiger pastor, revocat, lupisque
Gestat exclusis, humeros gravatus;
Inde purgatam revehens aprico
Reddit ovili,

Reddit et pratis viridique campo
Vibrat impexis ubi nulla lappis
Spina, nec germen sudibus per armat
Carduus horrens

Hätten unsre Reformatoren ein Übelwollen gegen die väterliche Barmherzigkeit Gottes gefühlt, die dem verlorenen, noch fernen, aber bußfertigen Sünder in überströmender Liebe und Gnade entgegeneilt, ihn umarmt und küßt, so gäbe es für uns keine Reformation. Steht es dann etwa so, daß die nachreformatorischen lutherischen Exegeten, Dogmatiker und Praktiker, weil sie Lieblingsmeinungen hier nicht bestätigt fanden, ein Übelwollen gegen dies Gleichnis hegten und es daher ignorierten, verschütteten, mißdeuteten? Vor uns stehen Männer, wie Dav. Chyträus, Mart. Chemnitz, Polyk. Lyser, Joh. Gerhard, wie Johann Arnd, Georg Nitsch, Stephan Prätorius, Heinrich Müller, Valerius Herberger, Christian Scriver, Paul Gerhardt.[1]) Sie leben aus der Gnade, die im Gleichnis vom verlorenen Sohn gepriesen wird. Sie haben es nicht verschüttet, noch mißdeutet, sondern in herrlichen, trostreichen Auslegungen und Anwendungen, in Friedenszeiten und als unser Volk im 30jährigen Kriege aus tausend Wunden blutend am Boden lag und im Elende verdarb, als es in und nach dem Kriege in sich schlug und sich aufmachte, um zum Vater heimzukehren, mit fester Hand auf den Leuchter gestellt und darauf erhalten. Danach der Pietismus! Wiederum: Wer kann es wagen, ihm Übelwollen gegen dies Gleichnis vorzuwerfen! Nur als Naturalismus und Rationalismus sich in der Kirche und Theologie breit machen, trifft jene Anklage zu. Doch unter dem Namen „die Kirche Jesu" besonders Naturalisten und Rationalisten verstehen wollen, ist Frevel! — In der reformierten Kirche und unter ihren Theologen hat das Gleichnis vom verlorenen Sohn

---

Sed frequens palmis nemus, et reflexa
Vernat herbarum coma, tum perennis
Gurgitem vivis vitreum fluentis
Laurus obumbrat.

[1]) Einzelne Belege anzuführen, ist auch hier überflüssig. Man vergl. etwa nur Harm. IV Evangelist. a. a, O. I, fol. 1296—1301. — Selbst in der orthodoxistischen Zeit findet dies Gleichnis einen offenen Zugang zu den Herzen (Tholuck, Lebenszeugen der lutherischen Orthodoxie; Heinr. Lütkemann, D. Joachim Lütkemann, Braunschweig, 1908, an vielen Stellen).

ebenfalls von Anfang an und dauernd große Liebe, eindringende Erforschung, vorzügliche Bearbeitungen gefunden. Calvin ist als einer der ausgezeichnetsten Exegeten darin vorangegangen. Aus der großen Zahl der Theologen, die unser Gleichnis bearbeiteten, greifen wir etwa die Holländer Teelmann, Vitringa, d'Outrein heraus, von denen der letztgenannte im Jahre 1692 zu Amsterdam eine spezielle Auslegung veröffentlichte, die 395 enggedruckte Quartseiten umfaßt und neben den vorzüglichen Gaben, die sie bringt, wohl von Überschwang, doch nie und nimmer von Übelwollen zeugt. In England erschienen innerhalb eines Zeitraums von etwa 60 Jahren während des 17. Jahrhunderts drei besondere, zum Teil umfangreiche Erklärungen unsres Gleichnisses. Heißt dies Ignorieren desselben? Inhaltlich bieten diese Arbeiten viel Wertvolles, auch Vorzügliches. Während sonst die reformierte Sonderlehre von der ewigen Prädestination zur Seligkeit oder zur Verdammnis die reformierte Exegese schwer belastet, übt dies Gleichnis die geistliche Gewalt aus, daß die reformierten Ausleger durchweg hier nichts andres vor sich sehen, als Gottes väterliches und wahrhaftiges Erbarmen gegen jeden verlorenen, bußfertigen Sünder. — Im 19. Jahrhundert und in der Gegenwart findet kaum ein Gleichnis des Herrn solche Liebe, solche eingehende Erforschung in der Theorie und Anwendung in der Praxis, wie das Gleichnis vom verlorenen Sohn in beiden protestantischen Kirchen. — Dem allen gegenüber diese Behauptung: „Die Kirche Jesu, die für ihr geliebtes „Außer der Kirche kein Heil" freilich hier keine Anknüpfungen fand, hat diesem Gleichnis teils direkt durch Ignorierung, teils indirekt durch Verschüttung und theologisierende Mißdeutung ihr Übelwollen reichlich bewiesen!" Das Urteil, ob diese Anklage berechtigt ist, ob sie begründet werden kann, überlassen wir dem Leser. — Jedenfalls ist unter allen Gotteskräften, die dem geschichtlichen Leben der Menschheit eingepflanzt und in demselben wirksam sind, die „Kirche Jesu" die größte, in einem umfassenden und in sich geeinigten Organismus kon-

stituierte Wohltäterin der Menschheit. Wer sie antastet, der tastet Gottes Augapfel an (5. Mose 32, 10; Sacharja 2, 8).

Vom Sonnenstrahl durchleuchtet funkelt der Wassertropfen am Grashalm wie ein Diamant. Nimmt man ihn mit dem Halm, an dem er hängt, aus der Sonne weg, so wird er lichtlos, dunkel, zu einem Nichts, fällt auch wohl gleich zur Erde nieder und vergeht im Augenblick. Werden die Gleichnisse des Herrn von ihm, der Sonne, durchleuchtet, so sind sie funkelnde Diamanten. Wer es versucht, sie aus dieser Sonne wegzunehmen, versucht sachlich etwas Unmögliches. Sie lassen sich nicht aus ihrer Sonne wegnehmen.[1]) Doch vor den Augen der Menschen, die sie rauben wollen, verlieren sie ihren göttlichen Glanz, werden trübe, dunkel, werden zu einem Nichts, fallen auch wohl gleich zur Erde hin und gehen unter. Vorher aber äußern die Gleichnisse auch in dem Zerrbilde, das Menschen sich von ihnen machen, noch eine richtende Gewalt. Der Mißbrauch der Gleichnisse ist gezwungen, Wege einzuschlagen, die selbst vor dem natürlichen Wahrheitssinn, vor der Wahrheit der natürlichen Seelenforschung, vor der geschichtlichen Wahrheit zuschanden werden. Es ist ein Gleichniswort des Herrn, wenn er sich als den Stein bezeugt, den die Bauleute verworfen haben, der zum Eckstein geworden ist (Matth. 21, 42—44), und dann hinzufügt: „Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen, auf welchen aber er fällt, den wird er zermalmen!“

---

[1]) Vgl. zum Zusammenhang Paul Fiebig, Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu, Tübingen 1904, besonders p. 107—161, Heinrici, Real-Encykl. Herz.-Hauck, 3. Aufl. p. 690 sqq.

Kapitel II.

Die Gleichnisse des Herrn, angewendet auf eigentümliche Bedürfnisse im religiösen und moralischen Leben der Gegenwart.

Bei dem Versuch, die Gleichnisse des Herrn in ihrer Beziehung zu eigentümlichen Bedürfnissen im religiösen und moralischen Leben der Gegenwart [1]) zu erfassen, werden wir selbstverständlich immer eine genauere Bestimmung dieser Bedürfnisse zur Anschauung bringen müssen, um jene Beziehung daran nachzuweisen.

Zwei verschiedene Wege können dabei eingeschlagen werden. Einerseits treten uns auf diesem Gebiete allgemeine Grundzüge im religiösen und moralischen Leben der Gegenwart vor Augen; andrerseits wollen auch die tatsächlichen Verkörperungen dieser Grundzüge im einzelnen in Betracht gezogen werden. Jenes Verfahren gewährt mehr einen Überblick, dieses einen Einblick. Wir bemühen uns, beide Wege uns dienstbar zu machen, doch so, daß wir vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Prinzip zu seiner Verleiblichung kommen. Ein umgekehrtes Verfahren, vom einzelnen Falle zum Allgemeinen und zum Prinzip sich leiten zu lassen,

[1]) O. Eberhard, Die Gleichnisfragen usw. (Wismar 1907), bespricht die Gleichnisse aus dem Gesichtspunkte der Pädagogik, gibt p. V—VIII ein Verzeichnis der bezüglichen spezielleren Literatur, die er später wiederholt einer sachgemäßen Kritik unterzieht, und bietet überhaupt manche wertvolle Hülfen zur Lösung der Aufgaben, die er sich setzte.

stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Das Gebiet ist dazu eben zu groß. Ergebnisse und Schlüsse, im analytischen Verfahren auf Induktion begründet, lassen sich hier kaum aufstellen.

Für unsre ganze Darstellung kann nun nicht maßgebend sein, wie die religiösen und moralischen Bedürfnisse im Leben der Gegenwart sich etwa im Gemüte dieses und jenes Einzelnen abprägen. Damit würden die Voraussetzungen, die wir zugrunde legen, einer uferlosen Diskussion unterworfen und jedes wirkliche Ergebnis in Frage gestellt sein. Wir haben uns vielmehr zu bemühen, im gegenwärtigen religiösen und moralischen Bedürfen nur solche Tatsachen zu konstatieren, deren Vorhandensein, Wesen und Bedeutung im wesentlichen bei evangelisch-lutherischen Christen und Theologen[1]) übereinstimmend anerkannt und beurteilt werden. Nur muß uns dabei am Herzen liegen und liegen bleiben, daß wir nicht gleich anfangs über diesen Tatsachen stehen wollen. Wir haben unsern Standpunkt in ihnen zu nehmen. Das Wort „Du bist der Mann" darf bei unsrer Aufgabe nie für uns verklingen. Ohnehin, wer nur über den Dingen stehen, wer nur vom Berge aus die Dinge im Tal sehen will, dem sind und bleiben sie oft unter Dunst und Nebel verhüllt. Steht man im Tal, mitten unter den Sachen, so hat man mit diesen Hem-

[1]) Obwohl es untunlich ist, hier eine einigermaßen umfassende Angabe der bezüglichen Literatur zu bringen, kann ich doch nicht unterlassen, einige Namen und Schriften anzuführen, die bei der vorliegenden Aufgabe besonders zu berücksichtigen sind, nämlich Rudelbach, Guericke, Franz Delitzsch (Zeitschrift); A. v. Harleß (z. B. Das Verhältnis des Christentums zu Kultur- und Lebensfragen, 1866; Staat und Kirche, 1870); A. F. Chr. Vilmar (z. B. Die Theologie der Tatsachen wider die Theologie der Rhetorik, 1856); Friedr. Ahlfeld (z. B. in zahlreichen Artikeln im Volksblatt für Stadt und Land); L. A. Petri (z. B. in „Zum Bau des Hauses Gottes", „Weckstimmen an die Amtsbrüder", 1875); K. K. Münkel (Neues Zeitblatt für die Angelegenheiten der luth. Kirche); Hengstenberg (Evang. Kirchenzeitung); Luthardt (Allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung); Synode von Missouri (Lehre und Wehre); Rocholl (z. B. „Einsame Wege"). Die systematischen und historischen Darstellungen der Ethik z. B. von A. v. Harleß, Vilmar, Wuttke-Schulze, Rich. Rothe, Martensen, Luthardt wollen ebenfalls in Betracht gezogen sein.

mungen jedenfalls weniger zu kämpfen. Der bescheidenere Standpunkt mitten unter den Dingen ermöglicht auch noch mehr. Man sieht nun nicht nur ihre Oberfläche, sondern sieht sie ganz. Man sieht sie nicht nur in ihrer Frucht und Krone, sondern auch in ihrem Stamm und lernt denken an ihre Wurzel und der Wurzel nachgraben, den Boden erforschen. A. F. C. Vilmar[1]) verglich einst in seinen Goethe-Studien die aus der Tiefe hervorwachsende Dichterblüte der Wasserlilie, die an der Oberfläche ihre Schönheit zeigt und, wenn auch von den Wellen hin und her getrieben und geschaukelt, doch, in der Tiefe fest eingewurzelt, aus der Tiefe ernährt wird. Er gibt diesem Vergleich eine schöne Wendung, wenn er hinzufügt: „Wir selber werden auf der Oberfläche des wogenden Zeitmeers von Wind und Wellen hin und her getrieben und geschleudert. Fragen wir uns doch, ob wir nicht an dem Stengel und Schaft dieser aus der Tiefe aufgestiegenen Lilie hinabgleitend selber auch zu dem Grunde gelangen, dort festen Fuß fassen und einwurzeln können! Fragen wir uns doch auch, ob wir nicht vielleicht alsdann an den Wurzeln dieser Pflanze die Perle finden, welche köstlicher ist, als alle Schätze, die oben in den Schiffen und den Schifflein hin und her geführt werden über die unsichere Woge." Das ist treffend und schön, gibt uns auch gute Zuversicht, daß wir richtig verfahren, wenn wir mitten unter den Dingen zu stehen und ihren Wurzeln nachzuforschen suchen. Freilich gibt es in der Tiefe auch noch andere Dinge, trübes Wasser, Schlamm und Gewürm. Das will ebenfalls gesehen, angefaßt, gefühlt sein. Der Optimist mag nicht davon hören. Der Pessimist mag nur davon hören. Dem Christen wird das Lied gesungen: „Der Herr ist ein großer Gott und ein großer König über alle Götter. Denn in seiner Hand ist, was unten in der Erde ist, und die Höhen der Berge sind auch sein" (Ps. 95, 4). Den Christen dürfen Tiefen nicht versenken. Sie werden ihm

---

[1]) E. Niemann, Humanität und Christentum, Hannover, 1878, p. 34.

Weisſagungen der Höhen und des Sieges ſeines Gottes und Heilandes.

Wenn wir nun aber uns zu beſchäftigen haben mit dem, was im gegenwärtigen Leben ſich als religiöſe und moraliſche Bedürfniſſe bietet, ſo können wir nicht zugleich die religiöſen und moraliſchen Stärken und Leiſtungen der Gegenwart ins Licht ſtellen. Ein an beiden Enden brennendes Licht, wie man es jetzt, um den neuen Steuern etwas aus dem Wege zu gehen, dem Sparſamen empfehlen will, wird in Wirklichkeit nur dazu dienen, ihm die Finger zu verbrennen. Wir beſchränken uns und ſind mit einer Flamme ganz zufrieden, leugnen indes nicht, daß es außer dem Lichtlein, das wir anzünden möchten, noch viele andere, große, glänzende Lichter und Beleuchtungs-Apparate gibt, die an ihrem Teil völlig zu Rechte beſtehen und brennen. Wir bitten nur darum, unſre Darſtellungen nicht in einer Iſoliertheit verſtehen und beurteilen zu wollen, die ihnen fern liegt. Sonſt könnte es ſcheinen, als ſeien ſie aus einer peſſimiſtiſchen Lebensanſchauung erwachſen! Wir wiederholen: Ein Chriſt hat durch Gottes Güte und Ernſt die Erlöſung vom trotzigen und verzagten Herzen, die Erlöſung vom Optimismus und Peſſimismus im Glauben empfangen und rühmt ſich ſeines Herrn, der ihm die Freiheit gibt, ſich weder vom Peſſimismus jochen noch vom Optimismus berauſchen zu laſſen. Hierin hat Gott ſeinen Kindern einen Raum neben ſich auf ſeinem Berge und Felſen verſchafft. Und hier können und ſollen ſie die Dinge auf Erden in der Tat vom Berge aus, von oben her anſchauen. Von dort darf niemand und nichts ſie wegdrängen oder wegſtoßen.

A. Das Volksleben.

Wenden wir uns zur Sache! Welche eigentümlichen Bedürfniſſe liegen zunächſt im gegenwärtigen religiöſen und moraliſchen Volksleben, in allgemeiner anerkannten Grundzügen, vor

und müssen uns veranlassen, zu ihrer sachgemäßen Würdigung und Befriedigung unsre Zuflucht besonders auch zu den Gleichnissen des Herrn zu nehmen?

§ 1.

Charakterisierung unseres Volkslebens am Maßstabe des Evangeliums.

Eine vergleichende Darstellung der religiösen und Sitten-Geschichte unsres lutherischen Volkes hat vor Augen, daß im 16. Jahrhundert das Evangelium unsres Herrn und Heilandes Jesu Christi durch eine der größten Gnadenheimsuchungen Gottes unter uns tief eingepflanzt wurde und zu einer Macht erwuchs, welche geistlich und äußerlich das Leben des Volkes durchwaltete und beherrschte. Das 17. Jahrhundert brachte dann den schweren Angriff von außen, das 18. Jahrhundert den schwereren Angriff von innen.[1]) In den Stürmen und Kriegen des 17. Jahrhunderts unter Strömen von Blut und Tränen hat das Evangelium seine Herrschaft in unserm lutherischen Volke behauptet, wie einst die erste Kirche die Zeiten der Verfolgungen von außen her siegreich überstand. Aber wie dort der Angriff von innen

---

[1]) Charakteristisch für die gegenwärtige Stellung zu der Negation des 18. Jahrhunderts ist besonders Chamberlain, Die Grundlagen des 19. Jahrh.; Em. Faguet, Politiques et Moralistes du XIX. Siècle (3 vol., Paris, 1890, 1898, 1899) bietet instruktive Einblicke in die Entwickelung in Frankreich; A. M. Fairbairn, The place of Christ in modern theology, prägt die in seinen Kreisen in England vorwaltenden Anschauungen ab. Vgl. auch Lecky (z. B. History of rationalism; Hist. of Europ. morals) und von anderem Standpunkt aus Balfour, The foundations of Belief. Von deutschen Schriften sind besonders zu vergleichen: Ad. Harnack (z. B. Wesen des Christentums, akad. Ausg., 1902); O. Pfleiderer (z. B. Entwickelung des Christentums, 1907; Entstehung des Christentums, 2. Aufl., 1907); Rade („Christliche Welt"); Paul Jäger (Zur Überwindung des Zweifels, 1906); R. Herrmann (Erlösung, 1905); Karl König (Zwischen Kopf und Seele, 1906); F. Niebergall (z. B. Die evang. Kirche, 1908). — Eine scharfe und schlagende Kritik der Prinzipien und Methoden der Negation findet sich z. B. in R. Armstrong, Gott und die Seele, deutsch, 1909.

her, wie die Verführung von innen her verdarb, was die Verfolgung von außen, nach dem bekannten Worte Luthers, nicht hatte verderben können, so ist es auch in der Geschichte unsres lutherischen Volkes zugegangen. Das 18. Jahrhundert erschütterte, zerbrach, zerstörte den christlichen Glauben, insofern er eine volksbeherrschende Macht war! Wohl sind verschiedene Abstufungen in der Wirkung des 18. Jahrhunderts zur Erschütterung, zum Zerbrechen und Zerstören des Christenglaubens in dieser Beziehung anzuerkennen. Im großen und ganzen genommen hat indes, wie bei anderen Völkern, so bei unserm lutherischen Volke die Macht des Christentums, soweit das Volksleben in Frage kommt, im 18. Jahrhundert einen Todesstoß empfangen. Das 19. Jahrhundert brachte ernste Versuche, das Zerstörte wieder aufzurichten, das Verlorene wieder zu gewinnen. Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, findet überall deutliche Spuren, wie man eifrig und andauernd bemüht ist, auf allen Gebieten des Volkslebens die Macht des objektiv gegebenen Evangeliums von neuem herzustellen und zur gebührenden Wirkung zu bringen. Der Staat christlich! Die Ehe christlich! Die Schule christlich! Stand und Beruf christlich! Die Kunst christlich! Selbst im industriellen und kommerziellen Leben, selbst in literarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen traten diese rekonstruierenden Versuche klar zutage. Welchen Erfolg haben sie gehabt? Wir können uns nicht verhehlen: Diese Versuche sind gescheitert!

In der Gegenwart ist der christliche Staat ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Der rechtsgültige Eheschluß findet nicht mehr im Namen Gottes statt. Die christliche Schule ist auf allen ihren verschiedenen Stufen schwer bedroht, wenn nicht schon, besonders auf den höheren Stufen des Gymnasial- und Universitäts-Unterrichts, völlig beseitigt. Stand und Beruf, geistige Arbeit und Arbeit der Hände, wissenschaftliche, künstlerische, literarische Bestrebungen, das wirtschaftliche Leben nach evangelisch-lutherischem Grundsatz als Gottesgabe und Gottesdienst anzusehen und im

Empfangen des Segens und des Kreuzes aus Gottes Hand zu heiligen, erscheint Millionen und aber Millionen als Torheit und Aberglaube. Wohin man sehen mag, wird überhaupt das ganze Leben des Volkes wie in großen, so in kleinen Dingen, wie in hohen, so in mittleren und niederen Ständen nicht mehr durch Gottes übernatürliche Offenbarung in seinem Evangelium, sondern in weit überwiegendem Maße durch natürliche, innerweltliche Güter, Aufgaben und Bestrebungen regiert.[1])

Damit ist nicht behauptet, daß die Menschen dieser Kreise in ihrem eigenen Bewußtsein der Religion oder gar der Moral den Abschied gegeben hätten. Wer mit ihnen in Berührung tritt und die Bewegungen, die ihm dort begegnen, mitzufühlen und zu verstehen sucht, wird, ganz abgesehen von der äußerlich geziemenden und gerechten Lebensführung, sehr oft auch einem bezüglichen eifrigen theoretischen Suchen seine Aufmerksamkeit schenken müssen. Ja, es ist eine charakteristische Seite im Leben der Gegenwart, daß man in weiten Kreisen theoretisch eine Religion, eine ganz passende Religion eifrig sucht.[2]) Man findet eine und die zweite, die dritte. Eine paßt immer noch besser, als die früher passend erschien. Man findet zehn Religionen; und man wählt — keine! Ebenso: Man sucht eine ganz passende Moral. Man findet zehn und wählt — keine! Einst hat der Vorläufer des Herrn bezeugt: Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel (Joh. 3, 27). Dies „nichts" verneint viel! Im besonderen ist es unmöglich, daß Menschen von sich aus einen Schwerpunkt für ihr religiöses und sittliches Leben erschaffen. Selbst in den Religionen, die nicht auf Offenbarung beruhen, und in den aus ihnen erwachsenen Moral-Grundsätzen werden

---

[1]) Vgl. z. B. „Das freie Christentum in der Welt", Berichte usw. vom internationalen Kongreß in Boston 1907, ed. Heinr. Weinel, Tübingen 1909, und dort besonders Rud. Eucken „Die Zukunft des freien Christentums" (p. 170—182).

[2]) Em. Faguet, „Qu'est ce que sera le XX. Siècle?"

trotz ihres Ursprunges im natürlichen Leben immer wieder übernatürliche und irgendwie als göttlich erscheinende Mächte herbeigerufen, herbeigezwungen, um den furchtbar empfundenen Mangel zu ersetzen, daß die Menschen aus eigenem Vermögen sich weder eine Religion schaffen können, die ihnen genügend erscheint, noch eine Moral, der sie untertan werden.

Die Gegenwart ist zu einem nicht geringen Teil darin verschlungen, diese alte, oft gemachte, schwere Erfahrung ihrerseits von neuem und zugleich in einer ihr eigentümlichen Weise machen zu müssen. Wenn Völker in früheren Perioden den Halt, den sie bis dahin an Gott und göttlichen Dingen zur Bindung ihres Glaubens und Verpflichtung ihrer Gewissen gehabt hatten, willentlich von sich stießen und dieser Halt ihnen dann auch genommen wurde, so verfielen sie dem Gerichte, daß sie verwelkten, versumpften, vertierten; oder in blutigen Kriegen rieben sie sich auf, oder sie verdarben in Hunger und Elend. Diese Erscheinungen treten bis jetzt in der Gegenwart nur zum Teil auf. Verwelken, Versumpfen, Vertieren tritt zutage, doch nur in abgeschwächten Formen; und vor Kriegen mit ihresgleichen haben die Völker der Gegenwart große Scheu; vor Hunger und Elend wissen sie sich durchweg zu schützen. Das humane Gemeinschaftsgefühl unter den Völkern ist eher gestiegen als gesunken; die Energien im natürlichen Leben haben eher zugenommen als abgenommen. Die Geschichte wiederholt sich eben immer zum Teil, nie ganz. Wenn die Gegenwart ihren Halt an dem lebendigen Gott verachtet und dieser ihr denn auch von Gott genommen wird, so verfällt sie im wesentlichen einem ihr eigentümlich auferlegten Gerichte. Jenen Halt verlor sie. Einen entsprechenden Halt wiederzufinden, ist ihr unmöglich. Sie wird haltlos. Ihr Wesen auf allen Gebieten, die hier in Frage kommen, ist zu kennzeichnen durch Instabilität, mit der sich zugleich die äußerste Energie zum Vorwärtsdringen vereinigt, um doch irgend ein Ziel der Stabilität zu erringen. In der Alltäglichkeit wird dies ausgedrückt durch: Die Gegenwart

steht unter dem Zeichen des Verkehrs! Sucht man der Sache näher zu kommen, so wird sich ergeben: Die Gegenwart steht unter dem Zeichen des Verkehrs im Eilzuge, im Expreßzuge, der ohne Führer und Bremsen in wahnsinniger Jagd heranbraust und vorüberdonnert, so daß man nur einen Augenblick wahrnimmt, wie der Dampf stöhnend ausgestoßen wird, als ginge ihm der Atem aus, und wie in den belasteten, fliehenden Rädern Eisen auf Eisen kreischt und droht mit dem nahen und furchtbaren Zusammenbruch.

Instabilität mit allen Folgen, die ihr durch leidenschaftliche Energie aufgezwungen werden! — Zu dieser Signatur der Gegenwart tritt die andere: Disharmonie! Im ganzen Lauf der Geschichte ist das Orchester in der Welt wohl noch niemals mit so vielen und starken Stimmen besetzt gewesen. Aber zum überwiegend größten Teil haben die Glieder dieses Orchesters ihre Augen nicht mehr auf den Meister gerichtet, der allein imstande war, das Werk, das sie vor sich haben, als ein einheitliches zu komponieren, der auch allein imstande ist, die Aufführung, als eine musikalische, zu dirigieren. Weil sie nicht den Meister ansehen, ihm zu dienen, sondern überall und nirgends hinsehen, so können sie schon nicht mehr im richtigen Takt bleiben. Außerdem wird es ihnen unmöglich, die vorgeschriebenen Noten auf den anvertrauten Instrumenten, nach den Intentionen des Meisters als Glieder eines großen Organismus, eines Kosmos, in vielstimmiger und doch einheitlicher Harmonie wiederzugeben. Sie gehen vielmehr mit den Noten um wie mit bloßen Sachen, mit denen sie nach ihrem eigenen Gutdünken verfahren können. Was als Oratorium gedacht und gesetzt ist, fassen sie auf als Tragödie oder Komödie. Ihr eigene künstlerische Begabung und Intention steht ihnen am höchsten.[1]) Ihnen selber muß sich alles beugen.

---

[1]) Um aus zahllosen Belegen einen aus der nächsten Gegenwart herauszugreifen, vergl. Heinr. Weinel, Die religiöse Bewegung der Gegenwart

Mit dem Takt geht ihnen der Akkord, die Melodie, die letzte volle Harmonie verloren. Statt des Kosmos entsteht ein neues Chaos.

Wenn wir im Bilde uns dies veranschaulichen, weil auf diesem Wege uns am ersten Gesamteindrücke aus Überblicken ermöglicht werden, so darf die Sache selbst dadurch nichts in ihrer Wirklichkeit und ihrem schweren Ernste für uns verlieren.

Von dem lebendigen Gott gelöst, instabil in leidenschaftlicher Erregung und Energie, disharmonisch geworden, — so berühren uns charakteristische Grundzüge im religiösen und sittlichen Leben unsres lutherischen Volkes in der Gegenwart.

(Westermanns Monatshefte, Sept. 1909, p. 845—850) und dort die Verse von Rainer Maria Rilke:

Kann einer mir sagen, wohin
Ich mit meinem Leben reiche?
Ob ich nicht auch noch im Sturme streiche,
Oder als Welle wohne im Teiche,
Und ob ich nicht selbst noch die blasse, bleiche,
Frühlingfrierende Birke bin?

Weinel nennt Rilke den besten deutschen Dichter der Naturmystik. Zum Beweise, daß keiner so wie Rilke fühlt, daß Gott aus allem Lebendigen zu ihm spreche, fügt er die Verse von R. bei:

Du bist die Zukunft, großes Morgenrot
Über den Ebenen der Ewigkeit.
Du bist der Hahnschrei nach der Nacht der Zeit,
Der Tau, die Morgenmette und die Maid,
Der fremde Mann, die Mutter und der Tod.

Bei Tag bist du das Hörensagen,
Das flüsternd um die vielen fließt;
Die Stille nach dem Stundenschlagen,
Welche sich langsam wieder schließt.

Je mehr der Tag mit immer schwächern
Gebärden sich nach Abend neigt,
Je mehr bist du, mein Gott! Es steigt
Dein Reich wie Rauch aus allen Dächern.

Weinel bedauert nur, daß Rilke ein starkes, klares Ideal, ein Ziel für eine schaffende und kämpfende Menschheit fehlt.

§ 2.

Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der Loslösung des Volkslebens von Gott und der daraus folgenden Instabilität, Disharmonie und leidenschaftlichen Energie.

Nichts von Gott; nichts durch und in Gott; nichts für und zu Gott! Darin das eigentliche Losungswort und Feldgeschrei dieser Schichten im Volksleben! Alles von Gott; alles durch und in Gott; alles für und zu Gott! Darin der Herzschlag des Evangeliums! Darin richten auch die Gleichnisse des Herrn ihre klare, herzbezwingende Sprache an alle, die Ohren haben, zu hören, und Augen, zu sehen.

In vielen Bildworten und Gleichnissen des Herrn tritt diese Grundanschauung von vornherein zutage. Eine höhere Macht und Autorität ist hier als vorhanden und wirksam vorausgesetzt, ehe der Vorgang, der nun den natürlichen und geschichtlichen Körper des Gleichnisses bildet, ehe die Dinge, die auf einem niedrigeren Niveau, auf unserm menschlichen Niveau liegen, zur Darstellung kommen. Gott ist der Herr des Ackers, der die Welt ist. Er ist der Säemann, und die Saat ist sein Wort. In ihm sehen wir den Herrn des Weinbergs vor uns, der die Arbeiter dingt und ihnen den Lohn gibt. Er pflanzt den Feigenbaum und wartet auf seine Frucht. Er bereitet das Abendmahl und die Hochzeit und ladet die Gäste ein. Er ist der Gläubiger, der viele Schuldner hat und Schulden erläßt; der reiche Mann, der viele Verwalter und Haushalter unter sich hat; der vornehme Herr, dem seine Diener aufzuwarten haben. Als Hirte und Vater, als Bräutigam und König, als Kaufmann, der Werte zum Wuchern an seine Knechte verteilt, als Kriegsmann, der seine Sache in der Nähe und in der Ferne mit dem Schwerte durchführt, steht der lebendige Gott in den Gleichnissen des eingeborenen Sohnes vor uns, der eins ist mit dem Vater.

In andern Bildworten und Gleichnissen des Herrn liegt die genannte Grundanschauung nicht ohne weiteres klar zutage. Wenn der Feigenbaum, der Blätter gewinnt, uns als Prophet dargestellt wird (Matth. 24, 32); wenn die auf dem Markte spielenden Kinder uns eine Predigt halten (Matth. 11, 16—17); wenn vom Salz und vom Licht, vom Hausbau, von blinden Blindenleitern, von alten und neuen Kleidern und Flicken, vom Aas und den Adlern und vielen andern Dingen das Gleichniswort handelt, wir vom barmherzigen Samariter, vom Schatz und von der Perle hören, so tritt Gottes Name, Macht und Autorität darin nicht unmittelbar zutage. Aber die Umgebung, in welcher diese Bildworte des Herrn sich finden, gibt ihnen doch bestimmte Fingerzeige mit, die immer auf Gott hindeuten, den einigen Schöpfer und Regierer der Welt, den einigen Erlöser, den einigen Richter. Auch abgesehen von dieser Umgebung, in diesen Gleichnissen selber liegen stille und um so stärkere Erinnerungen: „Gott ist das Größte, das Schönste, das Beste; Gott ist das Süßte, das Allergewißte, aus allen Schätzen der edelste Hort!“ Alle Dinge unter dem Himmel werden von der Sonne erleuchtet und tragen die Spur davon an sich, selbst wenn die Strahlen der Sonne sie nicht direkt berühren. Das gilt ebenfalls von den Gleichnissen des Herrn. Wenn sie nicht unter den Strahlen des Namens Gottes stehen, so sind sie doch die Rückseite der Münze, derselben Münze, auf deren Vorderseite der hohe Name deutlich eingeprägt ist, und bieten in ihrer Weise einen ebenso kindlichen und rührenden wie erhabenen Beweis dafür: „Der Sohn kann nichts von ihm selber tun; sondern, was er siehet den Vater tun; denn was derselbige tut, das tut gleich auch der Sohn“ (Joh. 5, 19).

Scheiden jene im gegenwärtigen Volksleben hervortretenden Mächte den Namen Gottes von allem aus, so pflanzen die Gleichnisse des Herrn diesen Namen in alles ein. Beide Mächte sind wider einander. Eine Vermittlung zwischen beiden, einen Kompromiß gibt es nicht.

Eine besondere Erschwerung der Sachlage tritt uns dann darin entgegen, daß keins der Gleichnisse des Herrn an Leute gerichtet ist, die den lebendigen Gott, seine Offenbarung, seine Werke und Gaben direkt leugneten. In den Gleichnissen kommen derartige oder annähernd derartige Charaktere, beziehungsweise Seelenzustände zur Verwendung, wenngleich seltener; aber in der Erzählung der Gleichnisse können wir nirgends die Tendenz nachweisen, daß der Herr dadurch auf entschiedene Atheisten hat einwirken wollen, wie denn auch keine Spur davon vorliegt, daß entschiedene Atheisten in seiner Umgebung hervorgetreten wären. Die Majestät des eingeborenen Sohnes vom Vater machte ein Offenbarwerden der direkten Gottesleugnung vor ihm unmöglich. Wer ihn sah, der sah den Vater. In einem bestimmten Sinne traf das bei allen zu, die ihn sahen, auch bei den Menschen, für die es keinen Gott geben mochte. Weil sie in Jesu den Vater sahen, konnten sie den Vater nicht leugnen. Und so haben die Gleichnisse des Herrn, wie überhaupt seine Worte und Werke niemals Menschen vor sich, die in ihrem eigenen Bewußtsein und Willen keinen Gott und kein Wirken Gottes anerkannten. Auch seine Todfeinde, die ihn ans Kreuz bringen, suchen dies mit dem Namen Gottes zu begründen und bedecken. Auch die Todfeinde seiner Gemeinde verfolgen seine Jünger bis aufs Blut, weil sie meinen, Gott einen Dienst daran zu tun.

Haben demnach die Gleichnisse nicht mit theoretischem Atheismus zu tun, so stehen praktische Atheisten um so mehr vor ihnen und in ihrem Brennpunkt. Die Zöllner und Sünder, die Pharisäer, Sadduzäer, Schriftgelehrten, die fleischlich gesinnten Volksmengen sind Repräsentanten des praktischen Atheismus. Diesen gegenüber haben die Gleichnisse des Herrn offenbar einen Hauptberuf.

Sie stellen zunächst Gottes Liebe und Erbarmen als allumfassend dar. Niemand, auch der Verlorenste nicht, auch der Fernste nicht, ist davon nach Gottes Gnadenrat und Willen ausgeschlossen. Was darin der Herr durch Gleichnisse veranschaulicht,

das verwirklicht er in seinem Leben. Er lebt Gnade, zuvorkommende, erbarmende, tröstende, heilende, beseligende Gnade. Die Samariterin, das Weib im Ehebruch ergriffen, die große Sünderin, der Schächer am Kreuz und nicht zum wenigsten sein Apostel Petrus sind die tatsächlichen Beweise, wie der Herr in seinem Leben die Gnade verwirklicht, welche er in seinen Gleichnissen abmalt und allen darbietet. Auf dies „alle" fällt Gewicht. Er sendet seine Boten nicht nur durch die Straßen der Stadt, sondern auch auf die Landstraßen, an die Hecken und Zäune. Er beruft ernstlich und kräftig die Elendesten, die Blinden, die Lahmen, die Krüppel, die, an welche bis zur letzten Stunde sein Ruf nicht gedrungen ist. Kein noch so Verlorener und Später wird von ihm ausgeschlossen, ist ihm unwillkommen oder empfängt von ihm etwa nur ein geringeres Gut, nur einen Brocken. Er macht es, daß Letzte Erste werden. Nur eins weckt seinen Unwillen und Zorn, wenn jemand nicht kommt, weil er nicht kommen will. — Tritt diese Gabe der Gleichnisse des Herrn wohl genug ins Licht gegenüber den religiösen und moralischen Bedürfnissen der Gegenwart bei denen, die Gott den Abschied gegeben haben? In diesen Gleichnissen wirkt unmittelbar ein unaussprechlich zartes Mitgefühl, eine freimütige, freudige, andringende Herzlichkeit, eine vollkommene Zuversicht, daß er, der Herr, wahrhaftig der Heiland aller Menschen ist, sowohl derer, die von Gott wissen und bisher ihn nicht ehrten, als derer, die von Gott überhaupt nicht wissen, die Gott gegenüber völlig blind sind. Der Herr nimmt darin zugleich das Beste, was noch im natürlichen Menschen ist, in seinen Dienst, bringt es unwiderstehlich auf seine Seite, verschafft sich darin Zeugen für seine Sache. Diese Gleichnisse sind Bilder auf Goldgrund und wollen leuchten, können leuchten mitten in der Finsternis. Sie sind Pfeile aus dem Köcher des Allmächtigen, der barmherzig ist und wenn er verwundet und verwunden muß, dies nur tut, weil der Tod zu töten ist, damit Leben erwache. Könnte die Geschichte der Wirkung dieser Gleichnisse des Herrn unter

praktischen und theoretischen Atheisten dargestellt werden, wir würden uns verwundern über die Gnadenmacht, die in ihnen wohnt und aus ihnen dem Reiche Gottes Bahn macht und Bürger gewinnt. Alles Kleinliche, Enge, Bedrückende, Beängstigende, alles, was irgendwie von Gott fernhalten könnte, ist von ihnen ausgeschieden. Die Tür steht weit offen. Die offenen Vaterarme umfangen alle. Man möchte in aller Ehrfurcht sagen: Diese Gleichnisse sind auch eine Menschwerdung. Das Evangelium wendet ja die erhabensten und gewaltigsten geistlichen, göttlichen Kräfte an, um dem Menschen das Heil Gottes zu bringen. Was die ewige Vaterliebe in sich birgt, was der eingeborene Sohn, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren und wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, durch seine Versöhnung und Erlösung, seinen Tod und seine Auferstehung errungen hat, was Gott, der heilige Geist, lehrt und bringt, das sammelt sich in diesen Gleichnissen zu einer auf Erden, in irdischen Dingen entzündeten Feuersglut und wirft Feuerfunken in alle Menschenherzen.

Es gibt aber noch andere praktische Atheisten, die dem theoretischen Atheismus vielleicht noch näher stehen. Selbstgerechte und Heuchler finden wir immer in der Umgebung des Herrn, auch leichtfertige Spötter. Nicht wenige seiner Gleichnisse sind auf Leute dieser Art gemünzt. Doch begegnen uns hier erhebliche Unterschiede. — Hat der Herr mit selbstgerechten Menschen zu tun, die in natürlichem gutem Glauben auf ihre eigenen Verdienste ihr Heil gründen, wie sie etwa durch Nikodemus oder durch den reichen Jüngling repräsentiert sind, so öffnet der Herr ihnen durch direktes Lehrwort die Augen, daß sie erkennen, sie haben dem göttlichen Gesetze nicht schon genügt, wenn sie ihm im äußerlichen Leben nachkommen. Gottes Gesetz fordert ganzen, auch geistlichen Gehorsam, wie gleich in der Bergpredigt betont wird. Damit ist dieser Selbstgerechtigkeit der Boden unter den Füßen weggezogen; und solche Menschen waren nun durch dieselbe

Aufrichtigkeit, mit der sie früher sich für gerecht hielten, wirksam getrieben, sich angesichts dieser Worte des Herrn als Ungerechte zu erkennen. Bestimmte Gleichnisse vertieften und verschärften diesen Eindruck. Solche Menschen stehen dem Herrn manchmal gegenüber wie Gepanzerte, die sich für gewappnet und sicher vor jedem Angriff halten. So zog einst der König Ahab in die Schlacht; ein Mann aber spannte seinen Bogen ohngefähr und schoß den König Israels zwischen den Panzer und Hengel (1. Kön. 22, 34). Wenn der Herr diesen Leuten seine Gleichnisse und Bildworte sagt, — sie kommen auch wie von ohngefähr, aber sie treffen die verwundbare Stelle; und die Getroffenen und Verwundeten verschwinden danach in aller Stille vom Schlachtfelde, nicht ohne die Hoffnung zu hinterlassen, ihre Verwundung wird nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes und ihrem eigenen Heile gereichen. — Ganz anders verfährt der Herr mit den Selbstgerechten, die nicht ehrlich in ihrer Selbsttäuschung, sondern bewußte Heuchler sind, und mit den Spöttern, die mutwillens göttliche Dinge belachen und seine göttliche Sendung verhöhnen. Sein direktes Wort an sie ergeht in erschütternder Strenge, und seine Gleichnisse bringen diese Strenge an den Mann. Mit Recht ist öfter darauf hingewiesen worden, daß, wie bestimmte leibliche Krankheiten nur geheilt werden, wenn der Arzt dem Kranken einen Choc gibt. So finden sich auch Seelenzustände, die in entsprechender Weise behandelt sein wollen. Dem Herrn sind die Herzen offenbar. Darum kann er, und in dieser Wucht er allein mit solchen Schlägen treffen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß aus dem Vermögen, welches Gott darreicht, und nach dem Maße ihres Glaubens auch seine Diener Heuchelei und Spott anzufassen haben mit eisernem Handschuh.

Im ganzen erhellt unverkennbar aus diesen Gleichnissen, daß vor den Augen des Herrn unter den Menschen in Gottesferne noch erhebliche Unterschiede, und zwar andere Unterschiede bestehen, als vor Menschen Augen zutage kommen. Was Menschen als das Ärgste erscheint und wovon sie sich mit Abscheu abwenden, ist

dem Herrn keineswegs das Ärgste; und er wendet sich mit Erbarmen dem zu. Dagegen verweist er in den Abgrund der Hölle solche Lebensführungen und Seelenzustände, die wegen ihrer äußeren, erheuchelten Ehrbarkeit bei Menschen alles Ansehen genießen. Wir werden später von anderen Gesichtspunkten aus hierauf zurückkommen, können indes schon jetzt nicht unerwähnt lassen, daß jedenfalls die Behandlung, welche der Herr in diesen Gleichnissen dem praktischen Atheismus zuteil werden läßt, ihr Licht in Gnade und Schrecken auch über den theoretischen Atheismus auswirft. Es darf nie übersehen werden, daß Atheismus sehr verschiedenen Wesens bei gleichartiger Erscheinung unter anderem schon um deswillen sein kann, weil er hier ein ererbter, dort ein erworbener Seelenzustand ist, weil er hier als Leiden, dort als Lust empfunden wird. Ebenso muß uns beständig vor der Seele sein, wie der Herr, auch nachdem er die schärfsten Drohungen ausgesprochen hat, nicht abläßt, selbst seinen entschiedensten Feinden Gottes Gnade in Lehre und Gleichnis nahe zu bringen (Matth. 21, 45—46; 22, 1—14). Er hat dann in den apokalyptischen Sendschreiben der Gemeinde zu Laodicea gesagt: „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist, und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde“ (Offenb. 3, 15—16). Der erste Teil dieses Satzes handelt nicht davon, daß etwas jetzt sein möge, sondern davon, daß etwas gewesen sein[1]) möchte. In der Form ein Wunsch, ist er in der Sache eine Klage! Und Veranlassung dieser Klage ist der Seelenzustand der Lauheit, der hier noch ärger erscheint, als der Seelenzustand des Kaltseins. Dies Kaltsein, das Leben in äußerster Gottesferne, das Leben im Atheismus, kann von einem Herzen gelten, das vom Evangelium überhaupt noch nicht berührt wurde. An solch einem Gemüte ist das Werk Gottes noch nicht gescheitert (Joh. 9, 41). Der Laue dagegen ist berührt, auch

[1]) Der Text ὄφελος ἦς (nicht εἴης) deutet auf etwas hin, das in der Vergangenheit liegt und gedacht ist.

ergriffen von Gottes Gnade, aber er hält seine Seele willentlich vom Leben aus Gott und in Gott zurück. So ist der Stand des Lauen gefährlicher, als der des Kalten. Denn wird dem Kalten das Heil Gottes gebracht, so kann es ihm zum Leben werden, also das bewirken, was es im Lauen nicht bewirkte. Der Kalte verhält sich zum Lauen, wie der wilde Baum, auf den das edle Reis noch nicht gepfropft wurde, sich verhält zu dem Baum mit eingepfropftem Edelreis, das im Verwelken ist.[1]) Von diesem Gesichtspunkte aus bieten daher diese Gleichnisse und Bildworte des Herrn ebenfalls besondere Gaben und Hülfen im Blick auf die, welche von Gott völlig geschieden, und in ihrem Bewußtsein in Gottesferne leben.

Schließlich werden diese Gleichnisse offenbar von dem Grundgedanken durchzogen, daß auf Erden die Sammlung zum Reiche der Gnaden durch Menschen und im Himmel die Scheidung im Reiche der Ehren durch Engel uns gezeigt werde. Jene Sammlung ist groß, umfassend, ja unbegrenzt. Das Haus soll voll werden. Das Netz umschließt alles, was in seinen Bereich kommt. Das Gnadenreich ist ökumenisch. Und immer treten hier Menschen als Diener des Herrn im Gnadenreiche in den Vordergrund. Jene Scheidung geschieht unerbittlich und scharf. Viele berufen, wenige auserwählt! Hier dienen Engel. Auch wenn auf der Grenze zwischen dem Diesseits und dem Jenseits mitten in die Sammlung schon die Scheidung hineingreift, wie bei dem Manne ohne hochzeitliches Kleid, tritt nicht Menschenurteil als entscheidend auf, und wenn hier noch nicht Engel erscheinen, so nimmt der Herr selber die Sache in die Hand. In dem allen zeigen diese Gleichnisse uns das Reich des Herrn sowohl von menschlichem Dienste zeitlich bedingt, als menschlichem Dienste ewig entnommen. Beide Stände des Reiches Gottes, der Stand der Erniedrigung und der Stand der Erhöhung, ändern aber nichts daran, daß es

[1]) Vgl. Hashagen, Die Gemeinde des Herrn nach den sieben apokalypt. Sendschreiben. Gütersloh 1898, C. Bertelsmann, p. 434—471.

eben immer Gottes Reich ist. Er breitet seine Grenzen aus und engt sie ein. Er beruft, und niemand darf wehren. Er verstößt, und wiederum: niemand kann wehren. Für die Einzelnen und für die Völker liegt alles nicht im eigenen Wollen und Laufen, sondern in Gottes heiligem Gnadenrat. Diese Gleichnisse spiegeln in all ihrer Einfachheit und Unscheinbarkeit die Erhabenheiten Gottes in Sammlung und Scheidung, in Gnade und Gericht vor unsern Augen ab, daß wir's ergreifen: alles von Gott; alles durch und in Gott; alles für und zu Gott!

§ 3.

Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der falsch angemaßten absoluten Selbständigkeit des natürlichen menschlichen Willens.

Der scharfe Widerspruch „Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche", der uns in der Gegenwart oft begegnet, nimmt nun diesen Widerspruch selbst schon als einen Tatsachenbeweis an, daß den Menschen und der Menschheit eine unbedingte Selbständigkeit zukomme. Gäbe es einen überweltlichen Gott, so würde er nicht dulden, daß Menschen sein Dasein leugnen und seinem Willen trotzen. In dieser widergöttlichen Gesinnung und tatsächlichen Leugnung Gottes sei erwiesen, daß Menschen sich, ihren Willen, ihr Tun über Gott erheben können. Daraus ergebe sich, daß Gott in dem gewöhnlich mit diesem Worte verbundenen Sinne nicht sei. Dagegen möchte Gott im wahren Sinne im Werden sein, und zwar im Werden im Menschen und in der Menschheit!

Angesichts dieser Argumentation drängt sich die Frage auf: Liegt darin, daß Menschen Gott leugnen, wirklich der Beweis, daß ihnen eine unbedingte, unbegrenzte, gottgleiche Selbständigkeit eigen ist? Eine Voraussetzung dieser Selbständigkeit würde ja damit gegeben sein, daß Menschen ausschließlich aus eigenem An-

trieb, ausschließlich aus eigenem Vermögen Gott leugnen. Ist dem aber wirklich so?

Die Stimme „Ihr werdet sein wie Gott" ist nicht von Menschen ausgegangen. Ihre Macht zum Verführen und Verderben ist keine menschliche, sondern eine teuflische. Damit wird alles Widergöttliche in seinem eigentlichen Wesen, in seiner Finsternis und seinen Schrecken gekennzeichnet. Damit wird zugleich die Erlösungsfähigkeit des Menschen ins Licht gestellt. Was die Heilige Schrift uns vom Wesen und Wirken Satans offenbart, macht alle Selbstherrlichkeit des Menschen, auch seine Selbstherrlichkeit in der Feindschaft wider Gott zuschanden und zeigt andrerseits: der Fürst dieser Welt ist gerichtet; ein Stärkerer ist über ihn gekommen, hat ihn überwunden, ihm seinen Harnisch genommen, darauf er sich verließ, und den Raub ausgeteilt!

Die Gleichnisse des Herrn lösen auf diesem Gebiete besondere Aufgaben. Der Feind ist es, der den guten Samen vom Herzen der Menschen wegnimmt. Der Feind säet Unkraut auf den vom Herrn gut besäeten Acker. Der Feind ist nicht schon besiegt, wenn er einmal aus dem Herzen weggetrieben wurde. Er kann mit verstärkten Kräften wieder umkehren, das Herz von neuem einnehmen, so daß es nun ärger damit wird, denn zuvor. Wir sehen vor uns, daß Satan sein Werk nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb der Kirche Christi durchführt. Er ahmt dabei Christo nach. Er ist auch ein Säemann. Überhaupt schließt er sein Tun und Wirken an das Christi an. Er hat auch ein Reich. Ihm dienen viele als seine Apostel, als seine Märtyrer, die sein Wort bezeugen, seine Sakramente verwalten, bis in den Tod getreu. Seine Lehre, seine Gleichnisse, seine Wunder breitet er überall aus und findet mit dem allen viel Beifall. Er weiß zu jedem Gemüte einen Zugang zu finden, und, wenngleich einmal verjagt, gibt er seine Sache nicht auf, versucht stets von neuem, sein Ziel zu erreichen. Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist; auf Erd'n ist nicht sein'sgleichen!

Indessen außer diesen allgemein feststehenden, wichtigen Eindrücken vermitteln die Gleichnisse des Herrn uns in besonderer Anschaulichkeit und Klarheit eine eigentümliche, für unsre Aufgabe hervorragend bedeutungsvolle Tatsache, die sonst, wenn nicht ganz übersehen, doch nicht nach ihrem vollen Gewicht gewürdigt zu werden pflegt, die Tatsache: Der Fürst dieser Welt ist vor allem andern der Religionsstifter[1]) dieser Welt! In den gewöhnlichen Ausdrucksweisen pflegt es anders gehalten zu werden. Sind „moralische" Verfehlungen und gar Laster nicht das Ärgste, dessen ein Mensch schuldig werden kann? Wenn von Satans Versuchungen und Werken überhaupt noch gesprochen wird, so wendet man diese Bezeichnungen bei Übertretungen des Sittengesetzes an. Handelt es sich dagegen um falsche religiöse Vorstellungen und um falsche Religion, so erscheint das alles in einer viel milderen Beleuchtung. Einer irrtümlichen Religion anhangen oder ganz irreligiös sein, wird als eine menschliche Schwachheit angesehen, die unter allen Umständen entschuldigt werden muß, wenn nicht ausdrücklich erklärt wird, daß jeder Mensch vollständig frei sich für eine Religion oder keine Religion entscheiden kann, ohne deswegen vor Gott verantwortlich zu sein. Indessen ein Blick in die Evangelien überzeugt uns, daß dort ein andres Urteil ergeht. Wohl hat niemand alle sittlichen Übertretungen so scharf gekennzeichnet und so scharf verurteilt wie der Herr. Aber wir müssen sofort bemerken und bemerken immer wieder, daß die Übertretungen des Sittengesetzes selbst in der Form des Lasters nach seinem Urteil nicht das Ärgste ist, dessen ein Mensch schuldig werden kann. Dies Ärgste findet sich vielmehr in Menschen vor, die vor den Augen ihrer Umgebung einen untadelig moralischen und rechtlichen Lebenswandel führen. Eine Ursache für diese eigentümliche Beurteilung des Herrn ist auch ohne besondere Mühe zu erkennen. Die Übertretung des Sittengesetzes ist schwere Versündigung gegen

[1]) Vergleiche Rob. Anderson, The silence of God, London, 1899, p. 117—146.

Gott, unterliegt seinem Zorn, und ihr droht sein Gericht. Dabei heftet sich an diese Übertretungen in der Regel irgendwie eine Gewissens-Unruhe, ein Erleben des Elendes, das im Gefolge dieser Sünden eintritt, ein Gefühl des Verlorenseins. Und vor solchen Gemütern steht Jesus und klopfet an. Er ist gekommen, das Verlorene zu suchen und selig zu machen. — Wer dagegen im Tempel steht und, indem er ganz mit seiner äußerlichen Gerechtigkeit zufrieden ist, Gott dafür dankt, daß er „nicht ist, wie andre Leute, Räuber, Ehebrecher, Ungerechte, oder auch, wie dieser Zöllner," der leidet jedenfalls nicht unter dem Gefühl des Verlorenseins.[1]) Seine bürgerliche Gerechtigkeit, irdisch ein hohes Gut, wird ihm wegen seines harten Herzens und verfinsterten Gewissens vor Gott zum Fluch. Wenn er das Sittengesetz äußerlich übertreten und damit vor Gott verdammliche Schuld auf sich geladen hätte, so war doch möglich, daß diese Übertretung ihm die Empfindung eines Mangels vor Gott hinterließ und ihn demütigte. Jetzt nimmt er seine sittliche Rechtlichkeit als vollkommene Erfüllung des Willens Gottes an. Ihm fehlt nichts mehr. Er fühlt kein Bedürfnis nach Versöhnung und Erlösung. Er ist am fernsten vom Reiche Gottes. Für ihn ist Christus umsonst gekommen. Ihn und seinesgleichen trifft das furchtbare Wort des Herrn: „Ihr seid von dem Vater, dem Teufel" (Joh. 8, 44). — Unsittlichkeit in jeder Form trägt die Fabrikmarke Satans; aber sein Handzeichen trägt der Unglaube! — Jede Übertretung des Sittengesetzes in Herz, Wort und Werk ist auch auf Satan zurückzuführen; aber hierbei steht zugleich im Vordergrund: „Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird" (Jak. 1, 44). Dagegen auf religiösem Gebiete übt die aus der Erbsünde erwachsene sinnliche Begier nicht dieselbe Macht und, was sie an Macht behält, nicht direkt aus. Hier tritt satanische Einwirkung in den Vordergrund.

[1]) Ohne Herzensdemut ist eine gerechte Lebensführung eben gefährlicher für die Seele und für den Charakter, als selbst der Wandel in Lastern.

Charakteristisch für die Tragweite dieser Tatsachen ist in der Geschichte der Kirche, daß die Keulenschläge auf die Bekenner des Namens Jesu von Händen und Herzen ausgehen, welche vor Übertretungen des Sittengesetzes nicht zurückscheuen; dagegen die Anstifter dieser Verfolgungen, die entschiedensten, bittersten, gefährlichsten Feinde des Evangeliums stammen aus den Kreisen, in welchen ein Lebenswandel in untadeliger äußerer Sittlichkeit und in ehrbarer natürlicher Religiosität geführt wird. Die Henker sind grobe Leute; aber das Kreuz ist immer aus dem besten Material. So ist es bei dem Herrn zugegangen; so geht es zu in seiner Kirche. Charakteristisch ist ferner die Erscheinung, daß Menschen des schärfsten Intellekts, der feinsten äußeren Sittlichkeit, der höchsten Kultur, auf religiösem Gebiete völlig versagen können. Für alle anderen Interessen weit offen, sind sie für die höchsten Güter verschlossen. Unerreichte Muster und Vorbilder des Scharfsinns in allen natürlichen Untersuchungen, können sie auf religiösem Gebiete von krassem Aberglauben gefangen gehalten werden. Im vollen Lichte des Evangeliums lebend, sind sie imstande, auf stumme Götzen ihr Vertrauen zu setzen, wie die Heiden!

Das hat der Feind getan! Das tut der Feind! Er ist bis heute derselbe Philanthrop, der einst im Garten Eden das Wort geltend machte: „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgetan und werdet sein wie Gott, und wissen, was gut und böse ist.“ Er verstellet sich zu einem Engel des Lichts (2. Kor. 11, 14), indem er den Menschen neben anderen Religionen auch eine durchaus menschenfreundliche Religion, neben anderen moralischen Grundsätzen auch durchaus menschenfreundliche moralische Grundsätze empfiehlt und einflößt. Er wählt seine Diener aus den Menschen, die ihm glauben und folgen und sich in allen Dingen als Übertreter der Gebote Gottes erweisen. Aber seine ersten und wirkungskräftigsten Jünger sind keineswegs offenbar gottlose und zuchtlose Leute, sondern solche, die sich als

Diener Gottes und Prediger der Gerechtigkeit darzustellen vermögen (2. Kor. 11, 15), ebenso wie er sich gibt als ein Engel des Lichts. Daher wird dem Satan in der Heiligen Schrift der Name „Gott dieser Welt" beigelegt und von ihm ausgesagt: Er,[1]) der Gott dieser Welt, hat der Ungläubigen Sinn verblendet, daß sie nicht sehen das helle Licht des Evangeliums von der Klarheit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes (2. Kor. 4, 4).

Es bedarf keiner weiteren Aussprache darüber, daß die Gleichnisse des Herrn, indem sie uns den Feind am Werk und im Wirken zeigen, eine Warnungstafel mit sehr deutlicher und sehr ernster Inschrift aufrichten. Als bekannt darf ja vorausgesetzt werden, daß die göttliche Heilsoffenbarung den Wert der richtigen Ernährung unsres geistigen Lebens aufs höchste schätzt und damit jedem Christen den Beruf und die Befähigung vermittelt, sein geistiges Leben mit Gottes Gedanken und Gaben zu ernähren und zu füllen, damit der Feind nicht komme, Gottes Wort vom Herzen wegnehme, sein eigenes Unkraut einsäe und sich in dem von Gottes Fülle leeren Herzen eine Wohnung zu bereiten vermöge. Die Kirche des Herrn hat diese Warnung und die darin enthaltene Ermahnung wohl verstanden, wie viele Kirchenlieder und im besonderen die kirchlichen Kollekten beweisen, in denen wir zu beten angehalten werden, Gott wolle durch Eingeben seines heiligen Geistes uns verleihen, zu denken, was recht ist, und dasselbe auch zu vollbringen.

---

[1]) Der Glaube, welcher nicht siehet und doch selig macht, hat eine besondere Prüfung zu bestehen gegenüber dem Reiche Satans in dieser Welt. Wir können die Tatsache nicht leugnen, daß ungöttliche Elemente, die uns auch immer als irrational erscheinen müssen, überall vorhanden und wirksam sind. Aber eben in der Anerkennung dieser Tatsache, deren Begründung uns ein undurchdringliches Geheimnis bleibt, und in der Glaubenszuversicht, daß auch diese Tatsache dereinst zur Ehre Gottes gereichen wird, befindet sich der Christ in der ihm gebührenden Gemeinschaft mit der Lehre des Wortes Gottes; und durch die Anerkennung dieser Tatsache im Lichte des Glaubens werden ihm wesentliche Kräfte zur Führung eines gesunden religiösen und sittlichen Lebens vermittelt.

Ebenso darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß, wenn die Kirche und die Christen nicht allein Fleisch und Blut, sondern den Gott dieser Welt sich gegenüber und zum Feinde haben, sie die letzten Ursachen des Unglaubens nirgend anders als in seiner Feindschaft wider Gott finden müssen. In dem Kampfe wider ihn kann uns nur dann gegeben werden, das Feld zu behaupten und den Sieg zu erringen, wenn wir nach dem apostolischen Worte (Eph. 6, 18—20) die Gesamtrüstung Gottes zu Schutz und Trutz anlegen und gebrauchen. Ohne Zweifel liegt darin auch die spezielle Aufgabe, den Menschen, welche durch Verführung des Feindes, durch eigene Verschuldung, ohne eigene Verschuldung irrtümliche Vorstellungen über das Evangelium, falsche Eindrücke aus dem Evangelium in sich aufgenommen haben, die hieraus erwachsenen Anstöße in einem richtigen apologetischen Verfahren zu beseitigen; und es kann nur mit Dank und Freude begrüßt werden, wenn neuerdings sich eine größere und tatkräftigere Teilnahme für apologetisches Vorgehen zeigt. Indessen im Blick auf die Tatsachen, die uns hier bewegen, dürfen wir auch nie vergessen, daß die Entstellung des Evangeliums, der Anstoß am Evangelium, die Feindschaft wider das Evangelium im letzten Grunde nicht in Bestimmtheiten des menschlichen Geistes beruhen, auf die man durch Argumentationen einwirken kann. Der Herr hat einst bezeugt: „Ihr habt nicht gewollt" (Luk. 13, 34). Dies letzte Extrem will auch immer mit berücksichtigt sein. Gegen dies Nichtwollen hilft keine Argumentation, sondern nur Gottes Gnadenmacht, welche durch Gebet anzurufen ist, daß sie den bösen Willen breche. Solchen Gemütern, die nicht wollen, durch apologetisches Vorgehen helfen wollen, kann ihnen sogar zum Unheil dienen. Ihre Rettung würde damit anfangen, daß sie sich bewußt werden, sie glauben nicht, weil sie nicht wollen. Treten ihnen apologetische Bemühungen nahe, so werden sie dadurch in der Selbsttäuschung bestärkt, als ob die Ursache ihres Unglaubens nicht in ihrem Willen, sondern außerhalb desselben doch irgend-

wie in den Vorstellungen liege, die sie vom Evangelium her unwillkürlich in sich aufnahmen und aufnehmen mußten. Man sehe nur die Tatsache an: Zahllose Menschen glauben dem Evangelium nicht und geben als Grund dafür an, niemand vermöge ihnen das Evangelium in einer Argumentation zu beweisen, die zutreffend sei. Sie setzen dabei ohne weiteres voraus, daß sie befähigt sind, einer solchen Argumentation, wenn sie geboten würde, zu folgen. Auch hat es keine Bedeutung für sie, daß die evangelische Botschaft ihnen von vielen bezeugt wird. Dagegen Botschaften etwa aus der Medizin, der Geschichte und Geographie, der Naturwissenschaft, der Astronomie usw. glauben dieselben Menschen, ohne einen Beweis dafür zu fordern. Hier geben sie zu, daß sehr oft ein für sie einleuchtender und überzeugender Beweis ihnen nicht geboten werden kann. Hier genügt ihnen, daß viele in der Verkündigung dieser Botschaften übereinstimmen. Von den verschiedenen Ursachen für dies gegensätzliche Verhalten ist hier nur eine zu betonen: Die Menschen glauben dem ihnen bezeugten Evangelium nicht, weil sie das Evangelium nicht nötig haben, weil das Evangelium ihnen unangenehm ist und die Annahme des Evangeliums ihnen eine unerträgliche Last auferlegt. Sie glauben den anderen Botschaften, weil sie derselben bedürfen und mit der Annahme derselben eine Förderung in ihrem Leben verbunden ist, die sie angenehm berührt. Der ganze Vorgang veranschaulicht jedenfalls, daß nicht in Beweisen die letzte Ursache für Annahme und Ablehnung des Evangeliums liegt, sondern in einer viel tieferen, in der persönlichen Bestimmtheit derer, die es ablehnen oder annehmen. Eben diese persönliche Bestimmtheit der Ablehnenden geht, wie die Gleichnisse des Herrn wiederholt und nachdrücklich bekunden, im letzten Grunde auf den Feind zurück. Darin besitzt sie eine Widerstandskraft, die mit menschlichen Mitteln und Kräften nicht überwunden werden kann. Nur der Stärkere kann den Starken bezwingen; und er hat ihn bezwungen nicht durch intellektuelle Überlegenheit, nicht durch

physische Gewalt, sondern durch seinen Tod und seine Auferstehung, durch die Vollendung des Gnadenrates Gottes in Versöhnung und Erlösung.

Wenn dieser Fingerzeig in den Gleichnissen des Herrn, der auf den Feind hindeutet, uns Warnungen für unser Leben nach innen und nach außen brachte, welche im wesentlichen als bekannt und anerkannt gelten dürfen, so liegt dann allerdings auf diesem dunklen und für uns undurchdringlichen Gebiete andrerseits auch manche Gefahr, die in der Regel weniger bedacht, wenigstens im ausgesprochenen Worte weniger behandelt wird und an der wir, weil sie seelengefährlichen Mißbrauch der heilsamen Wahrheit bewirken will, hier nicht vorübergehen dürfen. Wir können uns ja überhaupt nicht verhehlen, daß sehr oft unmittelbar neben den Höhen der göttlichen Wahrheit die Abgründe satanischer Lüge sich auftun und schwere Gefahr zum Abstürzen drohen. Als ein schwächeres Abbild dieser möglichen schweren Mißgriffe begegnet uns im Gleichnis vom Unkraut auf dem Acker eben die Frage der Knechte, ob der Herr wolle, daß sie hingehen und das Unkraut ausraufen. Sie neigen dazu, falsche Konsequenzen aus einer wahren Tatsache zu ziehen; und der Herr stellt dieser Tendenz sein scharfes Nein in den Weg. Wenn das Unkraut vom Feinde gesäet ist und sonst, ohne Bild, die Jünger Jesu, wie ihr Herr, des Feindes Werke zerstören müssen, so ist es nicht der Wille des Herrn, daß sie diese Zerstörung so vornehmen, wie sie sich ihnen auf den ersten Blick hier empfiehlt. Eine allgemein feststehende Wahrheit gestattet um deswillen nicht ohne weiteres eine allgemeine Anwendung auf das Leben von Personen. Hat der Feind, der Gott dieser Welt sein Werk in den Kindern des Unglaubens (Eph. 2, 2), sind diese also Kinder, nicht Herren des Unglaubens, sind sie hierin abhängig, nicht selbständig, so ist dies eine Tatsache und Wahrheit allgemeiner Statthaftigkeit und wird immer wieder geltend, will auch immer in ihrem vollen Gewichte gewürdigt sein. Je klarer ein Buch der Schrift vom Reiche

Christi und seiner Herrlichkeit redet, desto deutlicher redet es zugleich von der Wirklichkeit des Reiches Satans, der seine Knechte in Finsternis bindet. Nur von einem hierin begründeten Standpunkte aus kann unter anderem die Geschichte der Kirche verstanden werden. Wer als Knecht Christi sie ansieht, wird sofort zu der Frage veranlaßt: Woher das Unkraut auf dem Acker des Herrn? Die Antwort „Das hat der Feind getan" ist mit vollem Rechte als das Motto bezeichnet worden, in dem eine Hauptaufgabe aller wahren Kirchengeschichtschreibung abgeprägt ist. Gottfried Menken[1]) betonte schon seiner Zeit, daß dem gegenüber viele Kirchengeschichten in einem gemeinen Sinn stehen und die Bestimmung und verhüllte Herrlichkeit der Kirche des Herrn nicht erkennen. Sie haben dann ihre Lust an dem Unkraut und dünken sich, Großes zu leisten, wenn sie aus der Kirchengeschichte, die doch die Geschichte des Lichtes und der Wahrheit sein sollte, eine Schandgeschichte des Irrtums und der Bosheit gemacht haben. Solche Kirchengeschichten wollen nicht erbauen, Gottseligkeit und Erkenntnis der Wahrheit nicht fördern, sondern eine unwissende und mutwillige Welt auf Kosten der Kirche vergnügen. — Ist nun der Mörder von Anfang und Vater der Lüge auch Vater des Unglaubens, durch den er die Seelen mordet, so wird aber doch damit keinem Menschen im ordentlichen geschichtlichen Verlauf und Beruf die Befugnis oder gar der Befehl gegeben, den Unglauben eines andern Menschen darauf zurückzuführen, daß Satan ihm denselben eingegeben habe und er daher gewissermaßen geistig vom Teufel besessen sei. Wenn alle Krankheit und alles Elend Folge der Sünde ist, so wird damit doch keinem Menschen grundsätzlich die Befugnis gegeben, seinem Nächsten zu sagen: Deine Krankheit und dein Elend ist Folge deiner Sünde! Alles christliche Zeugnis ist von heiliger Liebe getragen; und diese Liebe läßt niemals zu, dem Nächsten gegenüber irgendwie die Stellung des Richtens

[1]) Betrachtungen über das Ev. Matthäi, Bremen, 1858, 427—484 (p. 453, vergl. die Anmerk.).

einzunehmen und das letzte Urteil über ihn zu sprechen. Was der Herr uns über den Fürsten und das Reich der Finsternis offenbart, soll dazu dienen, daß wir an dem Unkraut auf seinem Acker, unter seiner Saat, nicht Anstoß nehmen und am meisten dazu, daß wir unser eigen Herz, Wort und Werk unter Wachen und Beten in seiner Furcht bewahren. Wer sein eigenes Ich als gefestigt im Reiche Gottes dem Du eines andren Menschen, den er im Reiche Satans findet, in der vorhin genannten Weise gegenüberstellt, beweist damit, daß er nicht erfaßt, wie alles, was er ist, ihm allein aus Gnaden wurde, aus der Gnade, welche den Nächsten, den er verwirft, noch nicht verworfen hat. Nicht ernst genug kann es vor unsrer Seele stehen und unserm Gewissen, daß Knechte Jesu niemals den Beruf des Richtens sich anmaßen dürfen. Gewiß haben wir Sachen und Zuständlichkeiten in anderen Menschen nach bestem Vermögen zu beurteilen und können ohne dies Beurteilen dem Herrn an anderen Menschen überhaupt nicht dienen. Ohne dies Beurteilen würden wir das Heilige den Hunden geben und Perlen vor die Säue werfen, würden die teuren geistlichen Güter, die uns anvertraut sind, vergeuden und obendrein uns selber ohne Not, in Leichtfertigkeit, großer Gefahr aussetzen. Aber wer am entgegenstehenden Extrem dem Nächsten gegenüber sich als Richter geltend macht, handelt nicht nur in ungebührlicher Leichtfertigkeit und unchristlicher Torheit, sondern sündigt wider die Wahrheit und die Liebe. Nach Gottes Urteil ist in seinem eigenen Auge ein Balken, den er selber nicht fühlt, und nur, weil er ihn nicht fühlt und der Wahrheit, die ihn trifft, nicht die Ehre gibt, ist er imstande, den Fehler im Auge des Nächsten zu sehen und in Selbstüberhebung und Hochmut korrigieren zu wollen, nachdem er in Lieblosigkeit gerichtet hatte. Vor Gott ist und bleibt jeder Christ in seinen eigenen Augen der vornehmste Sünder (1. Tim. 1, 15) aus Gründen, die jedem Christen vor dem Angesichte Gottes unwidersprechlich klar werden. Von dieser Tatsache aus befähigt und befugt ihn die Gnade, die

ihm widerfahren ist, zu nichts anderem, als daß er seinem Nächsten gegenüber sich selber als ein Exempel der Geduld Christi bezeuge, damit die Gnade, die ihn überwunden hat, auch den Nächsten überwinde.

§ 4.

Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der Behauptung, daß außer dem Reiche Gottes und dem Reiche Satans noch ein drittes Reich, das Reich der absoluten Humanität vorhanden sei.

Die Gleichnisse des Herrn veranschaulichen uns die Wirklichkeit des Reiches Gottes mit allen notwendigen Folgen, die sich daraus ergeben. Ebenso veranschaulichen sie uns das Reich Satans innerhalb der Grenzen, die ihm gesteckt sind, und so, daß alles, was daraus folgt, uns nur fester, freudiger, treuer im lauteren Leben im Reiche Gottes und im lauteren Dienen am Reiche Gottes macht.[1]) Reich Gottes! Reich des Feindes, der von Gott gerichtet ist und gerichtet wird! Ein Drittes gibt es nicht. Gerade hierin zeigt aber das Volksleben der Gegenwart auf religiösem und moralischem Gebiete unleugbar die starke Tendenz zum Abweichen und ein Drittes zu statuieren und eben in diesem Dritten sich anzubauen. Eine der Stimmen, die für unser Volk die größte Autorität haben, gab das Losungswort: Ich bin kein Christ, auch kein Widerchrist, wohl aber ein dezidierter Nichtchrist. Und in wie vielen Herzen lebt sonst die Überzeugung, daß Religion und Irreligion allmählich doch wohl ihr letztes Wort in der Geschichte der Menschheit ausgesprochen haben und in der Zukunft

[1]) Vgl. A. v. Harleß, Das Verhältnis des Christentums zu Kultur- und Lebensfragen (Erlangen, 1866) p. 1—3. über das „Unbefleckterhalten von der Welt" und den Nachweis, wie oft das Böse in den Dingen erkannt werde, anstatt daß es in dem Verhältnis des Menschen zu den Dingen liegt. Dieselbe Welt ist Gottes und des Fürsten dieser Welt. Der Unterschied liegt in der Stellung, die wir zur Welt einnehmen, und in dem Gebrauch, den wir von der Welt machen (Tit. 1, 15).

ihre bisherige Bedeutung verlieren werden. Ebenso auf dem Gebiete der Moral! Im Jenseits von Gut und Böse leben, ist nicht nur ein Axiom der Philosophie, sondern das Stichwort für die Lebensführung zahlloser Menschen, die nicht eben in Philosophie „machen".

Es gibt ja in der Gegenwart kaum einen Strom, und sei er noch so breit, kaum eine Schlucht im Gebirge, und sei sie noch so tief, noch so steil und unnahbar, — wenn die Notwendigkeit sich gezeigt hat, sie zu überbrücken, so hat man sie überbrückt. Wenn die Notwendigkeit sich geltend macht, so wird ein Weg für die Eisenbahn durch Berge und Gebirge gegraben und ein Kanal für Schiffe gebaut, der durch Wüsten führt und Felsen durchbricht oder übersteigt. Menschengeist, Menschenmacht tun große Dinge! Können sie nicht auch die große Kluft überbrücken, die zwischen Himmel und Hölle, und zwischen denen befestigt ist, die im Himmel selig, und denen, die in der Hölle unselig sind und Pein leiden? Können sie hier auf Erden nicht Wege bauen und Kanäle graben, daß die Menschen im religiösen und sittlichen Leben nicht mehr sich so eng umschlossen, nicht mehr vor so ernste und peinliche Alternativen gestellt fühlen: Entweder Gott oder Satan; entweder ewiges Leben oder ewiger Tod; entweder Segen oder Fluch! — Wir kennen die Gedanken, welche unter anderem betonen, das Böse sei in Wirklichkeit die notwendige Voraussetzung, der notwendige Durchgangspunkt zum Guten. Damit ist schon eine Alternative beseitigt und in den Gedanken ein Kanal gebaut, der das Meer des Bösen organisch und lebendig mit dem des Guten verbindet und den Schiffen, ohne Umladung, freie Bahn verschafft. Schon in der ersten Zeit der Kirche treten diese Gedanken bei den Häretikern zutage. Wie damals, so stellt man sich jetzt in seinen Gedanken vor, das wahre menschliche Heldentum bestehe in wahrer Sittlichkeit, d. h. nicht in der Überwindung des Bösen und in der Ausschließung des Bösen vom eigenen Personleben, sondern darin, daß man alles, auch das sogenannte Böse

in Theorie und Praxis unter voller persönlicher Beteiligung kennen lerne und erlebe, dabei aber geistig in enger Verbindung mit den höchsten philosophischen und ästhetischen Gütern bleibe und in dieser Verbindung seine höchste Befriedigung finde. Diesen Gedanken gegenüber erscheinen Christen als beschränkte, rückständige Leute, die stumpfsinnig an der Oberfläche der Dinge kleben bleiben, die feige und selbstsüchtig sich vor der Erforschung der realen Probleme auf dem Gebiete des Sittlichen verschließen, weil sie mit dieser Zurückhaltung jedenfalls besser durch die Welt kommen. — Die andere Alternative kann in Gedanken ebenfalls ohne große Mühe beseitigt werden. Unter anderem steht doch fest, daß Gott in jedem Menschengeiste sich verschieden abspiegelt, und daß die Bestimmtheit, ob eine Sache göttlichen oder teuflischen Wesens ist, wenn man diese Unterschiede noch annimmt, wesentlich von der Stellung abhängt, die der Mensch dazu einnimmt. Daraus ergebe sich mit Notwendigkeit, daß auch auf diesem Gebiete der alte Grundsatz „Alles ist im Flusse" noch weiter bestehe. So wenig man einen Strich ziehen und sagen könne, eine Handlung sei gut bis zu diesem Strich und an der anderen Seite bös, so wenig könne behauptet werden, Gottes Reich hört an diesem Punkte auf, und hier fängt Satans Reich an. — Alle diese intellektuellen Bewegungen münden schließlich in der Erklärung, jene Alternativen hätten subjektiv, im Leben des menschlichen Geistes, keine Bestandheit und könnten daher objektiv, an sich genommen, nicht vorhanden sein. Wollte man trotzdem an ihrem Vorhandensein festhalten, so sei jedenfalls außer dem Reiche Gottes und dem Reiche Satans das Vorhandensein eines Dritten, des Menschenreichs, zuzugeben, dem volle Selbständigkeit zukomme. Wie die Menschen und die Völker sich zu diesem Reiche, dem Reiche der Humanität stellen, darin liege für sie die eigentliche Entscheidung über ihr Wohl und Wehe!

Die Gleichnisse des Herrn stehen und fallen mit dem Entweder—Oder. Sie kennen sonst auf den Gebieten, denen sie

entnommen sind, sie kennen in ihrem Bezeichnenden eine Menge von Verschiedenheiten, von Nuanzierungen, von Schattierungen aller Art. Nichts liegt diesen Gleichnissen ferner, als die Schablone. Aber in allen Verschiedenheiten, die sie bringen, wie das geschaffene und geschichtliche Leben sie bietet, — immer stehen vor uns Licht oder Finsternis, Leben oder Tod, Ja oder Nein. Mag ihr Bezeichnendes noch so individuell bestimmt sein, noch so viele verschiedene Strahlen von sich ausgehen lassen, mag ihr Bezeichnetes, dem entsprechend, unsre Herzen bald hierhin, bald dorthin führen und unsre persönliche Teilnahme den verschiedensten Dingen zuwenden, — immer wirken darin zwei Gegensätze, die sich gegenseitig ausschließen und ein Drittes nicht zulassen, immer dies Entweder — Oder!

Den Ernst des Kampfes, der nun hier entbrennt und der wohl auch öffentlich, aber noch weit mehr im verborgenen Gemütsleben durchgefochten wird, können wir uns kaum genügend vorstellen. Müssen wir uns auf das öffentlich Hervortretende beschränken, so ist, wie von christlicher Seite oft betont wurde, die Bedeutung des Humanitäts-Ideals und des realisierten Humanen in unserm Volke, wie sonst bei vielen Völkern, eine übermächtige, fast absolute. Eine gewichtige Stimme bemerkt darüber:[1]) „Die hochherzigsten Bestrebungen, die kühnsten Unternehmungen und Hoffnungen der Gegenwart gipfeln in der Humanität. Die exakte Erforschung der Phänomene, die Bewältigung der Naturkräfte, zahllose Eroberungen auf allen Gebieten des physischen Lebens kommen der Humanität zugute und haben manchen ihr widerstehenden, unwürdigen Wahn und Aberglauben verscheucht. Was das Leben Wohltatreiches, Schönes, Genußvolles bietet, stellt sich der Humanität zu Diensten, oder erscheint doch, ihr zu dienen so geeignet, wie verpflichtet. Die Mittel ihrer Beglückungsabsichten sind in Menge vorhanden; man braucht nur zuzugreifen und mit-

---

[1]) E. Niemann, Humanität und Christentum, 1868, p. 5—6.

zuteilen. Immer neue Schätze werden zur Befestigung der Herrschaft der Humanität ans Licht gebracht und können allein unter ihrer Herrschaft den Segen spenden, den sie in sich bergen. Auf Ruhm, auf Beifall darf in unsern Tagen nur rechnen, was den Stempel der Humanität an der Stirn trägt und sich zu ihr bekennt. Die öffentliche Meinung spricht sich z. B. laut dafür aus, daß staatliche Gesetze mit allen ihren Zuchtmitteln, Strafbestimmungen, überhaupt mit ihren Vorschriften das Recht nur in dem Maße vertreten, als sie die Humanität vertreten. Nicht minder gilt sie für den ergiebigsten Ausgangspunkt und die oberste Norm auf allen Feldern und für alle Regeln der Erziehung; auch für Patriotismus, Nationalgefühl und Gemeinsinn soll in der Humanität die gesunde Basis gewonnen werden, welche den gedeihlichen Auf- und Ausbau dieser Tugenden ermöglicht. Die Humanität hat unsre Sitten gemildert, unsre Umgangsformen veredelt. Verjährte Standesvorurteile und Standesrechte, willkürliche Satzungen, verderbliche Trennungen und Umzäunungen sind vor dem Geisteshauch der Humanität bereits gefallen. Und der durch sie und für sie beschrittene Weg der Emanzipation wird, so meint man, noch immer entschiedener beschritten werden und so der Fortschritt der Humanität immer reiner und heller als die Signatur unsres Zeitalters erglänzen. Ihre Jünger und Jüngerinnen warten zuversichtlich auf die Gewährung von Wünschen, auf die Durchführung mancher Pläne, die humanitarischen Zwecken und Grundsätzen huldigen.“ Niemand wird bestreiten mögen, daß diese Beschreibung durchweg zutrifft.

Das Humanitäts-Ideal steht der Gegenwart am höchsten. Alle Reiche der Welt und alle ihre Herrlichkeit stehen der Humanität zu Gebote. Sie wirkt mit elementarer Gewalt von außen, mit Zauber von innen. Die Kirche des Herrn bekennt: „Es ist in keinem andern Heil, als in ihm allein!“ Sie singt: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern voll Gnad' und Wahr-

heit von dem Herrn!“ Aber wie ist dies alles so gering und kraftlos in der Gegenwart! Wer stimmt noch ein in dies Lied? Wer glaubt unsrer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn offenbar? Bei Unzähligen ist der Morgenstern des Christentums verblichen vor der strahlenden Sonne der Humanität. Gnade und Wahrheit? Für Unzählige sind diese Gottesgaben nichts mehr, sagen und bringen ihnen nichts, erscheinen ihnen als altjüdische Begriffe, die im Lauf der Entwicklung längst außer Kurs gekommen sind und nur noch eine Bedeutung, eine bloß eingebildete Bedeutung bei Leuten behaupten, welche, ganz und gar rückständig, abseits vom großen, herrlichen Menschheitsstrome sich im flachen, stagnierenden Winkel verankert haben und von niemandem mehr beachtet werden. Gnade und Wahrheit? Nein, nicht Gnade, sondern Natur; nicht Gnade, sondern eigene, tüchtige, verdienstvolle Leistung; nicht Gnade, sondern bewußte, kraftvolle Herrschaft! Ebenso: Nicht Wahrheit, sondern Wirklichkeit; nicht Wahrheit, sondern aus der Natur und Wirklichkeit erwachsene, fortschreitende, der Natur und Wirklichkeit dienende und sie zweckmäßig benutzende Bildung! So das Losungswort der Humanitäts-Religion, der Humanitäts-Sittlichkeit! —

„Es war ein reicher Mensch, des Feld hatte wohl getragen. Und er gedachte bei ihm selbst und sprach: Was soll ich tun? Ich habe nicht, da ich meine Früchte hinsammle. Und sprach: Das will ich tun: Ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen und will drein sammeln alles, was mir gewachsen ist, und meine Güter; und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß und trink und habe guten Mut! Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wes wird's sein, das du bereitet hast! Also gehet es, wer sich Schätze sammelt und ist nicht reich in Gott.“ (Luk. 12, 16—21).

Dies Gleichnis des Herrn trifft nicht die Humanität, als solche,[1]) wohl aber jene Gesinnung, welche sich weise dünkt, wenn sie die, an sich genommen, unschuldigen und wertvollen irdischen Güter ihrem Selbstbefriedigtsein im Besitz und Genuß derselben zugrunde legt. Das Gleichnis trifft den Eudämonismus der Humanität und damit ihr Herz.

Die Dinge, worauf sich die Humanität verläßt, werden in diesem Gleichnis keineswegs ohne weiteres verworfen. Ein wesentlicher Teil davon sind Gottes Schöpfungsgaben und durch das Evangelium zu großem Gedeihen gekommen. Der gute Same des Reiches Gottes bringt auch für dies Leben viel Frucht, hier dreißigfältig, dort sechzigfältig, dort hundertfältig. Das Senfkorn des Reiches Gottes erwächst zum Baume, unter dem die Völker wohnen. Der Sauerteig des Reiches Gottes durchsäuert

---

[1]) Ein wesentlicher Unterschied besteht schon zwischen der „Humanität", wie Lessing, und der, die Herder, wenigstens in früherer Zeit, vertritt. Bei Herder fehlt in der „Humanität" das offenbarungsfeindliche Element, dem Lessing vollen Raum gewährt und in seinem „Nathan" das idealste Gewand anlegt. Dies konnte Lessing nur erreichen, wenn er dabei sein Gefühl für historische Wahrheit und seinen durchdringenden kritischen Scharfsinn nicht zur Geltung kommen ließ. Er läßt im „Nathan" das Judentum, den Islam, die Vernunftreligion durch Nathan, Saladin, Recha und den Tempelherrn repräsentieren, also durch weise, hochherzige, heldenhafte, jedenfalls durch idealer gerichtete Menschen. Dagegen wird das Christentum durch den Patriarchen, Daja und den Klosterbruder vertreten, durch einen fanatischen Zeloten, durch bornierte und alberne Idioten. Eine unparteiische Darstellung ist dies nicht. Aber Lessing hat sich nicht getäuscht, wenn er vom „Nathan" viel für seine Humanitäts-Religion und Humanitäts-Sittlichkeit erwartete. Die moderne Schwärmerei für das autonome Humanitäts-Ideal sieht im „Nathan" ihr Evangelium. Vergl. z. B. E. Niemann a. a. O. p. 26, der einen Satz aus Hettner zitiert: „Der „Nathan" ist das Hohe Lied von der Herrlichkeit der frei in sich selbst ruhenden Menschennatur, der Triumphgesang über die Erlösung des Geistes aus den Banden des Buchstabens, die lichte Botschaft der befreienden Toleranz- und Humanitätsidee." Ähnlich Hillebrand (deutsche Nationalliteratur): „Der „Nathan" bildet den Zielpunkt der Ur- und Grundbestrebungen Lessings. Er ist sein Messias und sein — Faust." — Vergl. auch Erich Schmidt, Lessing usw., Berlin 1892, II, 486—581.

den ganzen Teig. Das Evangelium ist der größte Wohltäter der Menschheit auch für dies irdische Leben. Dies sollte die Humanität ihrerseits um so mehr anerkennen, als sie selbst die Idee des Humanen, wie sie von ihr vertreten wird, dem Christentum verdankt, und die herrlichsten Güter, deren sie sich rühmt, dem Christentum entwachsen, im Christentum begründet sind. Freilich gibt es auch noch andere große Güter, welche dem Menschen aus der Schöpfung vererbt sind und die nicht in direkter Verbindung mit Evangelium und Christentum stehen. Das Christentum ist eben nicht Weltprinzip, sondern es ist Heilsprinzip. Der irdische Segen, der auf dem Christentum ruht, ist eine zeitliche Frucht des Lebens im ewigen Heile Gottes. Jene anderen Güter, überhaupt alle irdischen Güter können nun hingenommen werden, wie ein Raub. Was wird dann daraus? Auf dem bekannten Hogarthschen Stiche spielen mit dem Erdball, dem das Kreuz abgebrochen ist, die Meerkatzen. Was wird aus allen irdischen Gütern ohne Gott und sein Evangelium? Die alte klassische Welt besaß diese Güter ohne Gott und sein Evangelium im höchsten Maß, in höchster Vollendung. Und sie hatte keine Vorstellung von dem, was der Mensch ist, hatte keine Idee vom Menschen und Menschlichen! Jenes uralte mythische Bild von der Sphinx prägt dies deutlich ab. Das menschliche Angesicht entwickelt sich aus der Tiergestalt. Der Mensch ringt sich aus der Tierwelt und Natur empor, erreicht auch etwas Eigentümliches, bleibt aber doch an das Untermenschliche gebunden, wird nicht freigelassen zu einem selbständigen persönlichen Wesen.[1]) In der hellenischen, der höchsten natürlichen Kultur und Humanität, tritt uns von neuem und immer wieder das Bild der Sphinx entgegen: Die schöne Menschheit aus dem Tierleibe erwachsen! Die griechische Kultur und Humanität zeigt uns im staatlichen und überall im sittlichen Gemeinschaftsleben unter freien Männern, in

---

[1]) Vgl. Martensen, Ethik, I, 62; 245; 382; III, 118; 378.

der Kunst, der Wissenschaft ein schönes Bild des menschlichen Wesens, der menschlichen Freiheit; aber dies Bild ist untermenschlich gebunden, steigt hervor aus der unpersönlichen Welt der Natur, ohne von ihr loszukommen. Im Hintergrunde der sonnigen hellenischen Kulturwelt[1]) steht ungesühnte, unvergebene Sünde, das Schreckensgeheimnis des Todes, das finstere Fatum, dem alles unterliegt. Mitten in der hellenischen Kulturwelt bestehen inhumane Greuel. Die moderne Humanität hat daran vor Augen, was aus hohen irdischen Gütern ohne Gott und sein Evangelium wird. Und mitten in der gegenwärtigen hohen Kultur fehlt es nicht an Finsternissen, die den Humanitätsschwärmer ernüchtern müssen. Wer trotzdem einer weltseligen, autonomen Humanität anhängt, den trifft das Wort „Du Narr." Denn die Sünde ist der Leute Verderben. Daher ist es Narr-

---

[1]) Nik. Lenau legt in seinem „Savonarola" dem Helden die an Lorenzo von Medici gerichteten Worte in den Mund:

Der Grieche hat nicht Gott gefunden
Mit seiner Andacht höchstem Schwung:
Die Blüte seiner schönsten Stunden
Was war sie? — Nur Vergötterung!

Der Traum der Alten war verloren,
Für sie so schön! Für uns zu schaal!
Habt ihr ihn nur heraufbeschworen,
Daß er sich träume noch einmal?

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, sanft vorüberführt,
Das halt ich für der Zauber größten,
Durch den uns die Antike rührt.

Doch Abend ist's und Ernst geworden,
Der Abgrund klafft, der Heiland ruft,
Der heitre Wahn, die Götterhorden
Zerstieben in der Wetterluft.

heit, von einer sich selbst genügenden Humanität Rettung zu erwarten. Der Sünde Sold ist der Tod; und die Welt vergeht mit ihrer Lust. Daher ist es Narrheit, sich in Eudämonismus einzuschläfern. Nur dürfen wir nicht übersehen, daß in der Gegenwart das autonome, eudämonistische Humanitäts-Ideal eine sehr große Gewalt ausübt. Ein Christ hat auch jetzt wieder nur die Wahl, entweder als Narr vor Gott oder als Narr in dieser Welt dazustehen (1. Kor. 3, 18).

Das dritte Reich, das Reich der selbständigen Humanität ist nichts Wirkliches. Es ist nur eine Phantasie, ein Traum. Die Gleichnisse des Herrn stellen in siegreicher Macht dem gegenüber das unentrinnbare Entweder-Oder vor Augen. Sie können auch dafür Tatsachen aus der Natur und dem Menschenleben zu Hülfe nehmen, die unmittelbar an unsre Intuition appellieren. Aber sie setzen voraus, daß Augen da sind, welche sehen wollen!

Gegenüber der Tatsache, daß im gegenwärtigen Volksleben das übernatürliche, geoffenbarte Evangelium und die darin begründete Moral vielfach mit aller Entschiedenheit und Konsequenz ausgeschieden sind und ausgeschieden werden, haben die Gleichnisse des Herrn eine eigentümlich hohe Bedeutung. Freilich beweisen sie Gottes Dasein nirgends, ebensowenig das Dasein seiner Offenbarung in Evangelium und Gesetz. Es stände schlimm um uns, wenn Gottes Sein, Offenbarung und Wille uns logisch bewiesen werden müßten. Ein derartiges Verfahren kann nur auf den Verstand einwirken, noch dazu nur auf einen Verstand, der genügend begabt und geübt ist, um einem solchen Verfahren wirklich folgen zu können. Die „Weisen und Klugen" hätten dann ein großes Vorrecht im Himmelreich (Matth. 11, 25)! Und ein derartiges Verfahren bewirkt im besten Falle nur ein „Fürwahrhalten", den Glauben, den die Teufel auch haben und zittern (Jak. 2, 19). Die Gleichnisse des Herrn wenden sich an den ganzen Menschen! Sie erleuchten den Verstand nicht weniger und nicht mehr, wie sie das Gefühl erwecken und bewegen und

den Willen stärken. Sie haben mit der Person des Menschen zu tun, wie der Herr sie vor sich sieht. Dieser Wirklichkeit des Menschen stellen die Gleichnisse die Wirklichkeit Gottes und alle in Gott vorhandenen und aus ihm erstehenden Wirklichkeiten als etwas dar, das in sich selber gewiß ist, wie das Licht unserm Auge, die Luft unsrer Brust, das Blut unserm Herzen gewiß ist. Die Gleichnisse treten in direkte Verbindung zu unserm, wenn man's so bezeichnen darf, instinktiven Glaubensvermögen. Wenn sie Gottes Wesen und Wirken ohne Beweis als gegeben voraussetzen, so stimmt das zentrale, das Grund-Bewußtsein des Menschen dem ohne weiteres zu und ergreift intuitiv, daß wir ohne diese Tatsache eben nicht Menschen sein würden. Die Gottesleugnung in allen ihren Formen, in allen Folgerungen, die daran haften, kann daher nie an den Gleichnissen des Herrn vorüber kommen, ohne an diesem rocher de bronce zu scheitern. — Dabei bekunden die Gleichnisse, so sehr sie Gott uns innerweltlich nahe bringen, ebensosehr das Überweltliche in Gott. Sie stellen das ganze sittliche Leben des Menschen in das Licht vor Gottes Angesicht, aber zugleich geben sie seiner religiösen Gemeinschaft mit Gott ihr eigentümliches, selbständiges Wesen. Die Versuche sind ja bekannt, in denen menschliche Gedanken das Wesen der Religion dahin bestimmen, daß wir Menschen dem Sittengesetz untertan werden, als dem Willen Gottes. Damit wird dem religiösen Leben die Selbständigkeit genommen. Es wird abhängig gemacht vom sittlichen Leben in einer Weise, die schon vor menschlichen Gedanken nicht bestehen kann. Ist Religion nur eine Forderung der Moral, Gott nur ein Postulat unsres Gehorsams gegen das Sittengesetz, so wird Gott für uns „ein harter Mann," der schneidet, wo er nicht gesäet hat, und sammelt, wo er nicht gestreuet hat (Matth. 25, 24). Ohne Zweifel beruht alles gottwohlgefällige sittliche Sein und Leben in der religiösen Gemeinschaft mit Gott und wächst als eine Frucht daraus hervor. Doch wehe uns, wenn unsre religiöse Gemeinschaft mit Gott in demselben

Sinne aus unserm sittlichen Sein und Leben abgeleitet werden müßte! Dieser Weg endet in Selbstbetrug oder in Verzweiflung. Überhaupt können wir uns ja nie verbergen, daß bei aller intimen Beziehung zueinander und relativen Abhängigkeit voneinander die Zwecke des religiösen und die Zwecke des moralischen Lebens keineswegs identisch sind und sich decken, solange wir in dieser Welt sind. Vielmehr besteht zwischen beiden immer eine Disharmonie, deren Überwindung erst in der Vollendung zu Stand und Wesen kommen wird. Aus dem allen ergibt sich, daß schon nach unsern menschlichen Argumentationen der Religion ein eigentümliches selbständiges Wesen zukommt, und es ergibt sich, daß Gott über allem Zeitlichen, Sichtbaren, Geschaffenen, Gott, der in ewiger Herrlichkeit thronet und allmächtige, heilige Liebe ist, unsre erste und letzte, unsre einzige Zuflucht bildet. Eben dies Überweltliche in Gott leuchtet uns aus den Gleichnissen des Herrn beständig entgegen. — Unser ganzes individuelles und Gemeinschaftsleben ruht in Gott, hat aus ihm seine Kraft und in ihm seine Ziele in dieser Welt und dieser Realität; aber über alle diesseitigen Realitäten ragt unendlich weit hinaus, was unsrer Seele, die nicht in sittlichem Sein und Tun aufgeht, in Gottes ewiger Gnade Gerechtigkeit, Friede und Freude gibt im heiligen Geist.

B. Das kirchliche Leben.

Während das Volksleben in weiten Kreisen sich nicht mehr auf das Christentum begründet, nicht mehr vom Christentum beherrscht wissen will, gilt von der Kirche selbstverständlich das Gegenteil. Verstehen wir unter „Kirche" hier die Kirche in ihrer äußeren geschichtlichen Erscheinung,[1]) die Gemeinde der Getauften, so würde sie ja sich selber leugnen, wenn sie nicht, im

[1]) Vgl. F. P. G. Guizot, Histoire de la civilisation en Europe, 1828, chap. I.

allgemeinen Sinne des Wortes, christlich wäre. Mögen viele Verschiedenheiten in den Meinungen und Überzeugungen in dieser äußeren Kirche vorhanden sein, so ist doch am Tage, daß sie irgendwie sich auf das Christentum begründet und von demselben beherrscht weiß und wissen will.

§ 5.

Einwirkungen aus dem Volksleben auf das Leben der Kirche.

Indes auf lutherischen Gebieten sind die Glieder unsres Volks durchweg zugleich Glieder der Kirche, wie dies in entsprechender Bestimmung sonst bei den meisten christlichen Völkern der Gegenwart in Europa zutrifft, insofern mit der Zugehörigkeit zum Volke die Zugehörigkeit zu einer Konfessionskirche gesetzt zu sein pflegt. Ist jemand nun als Glied des Volkes mächtigen Bewegungen ausgesetzt und von ihnen beeinflußt, die unchristlicher und widerchristlicher Natur sind, so wird das auf ihn als Glied der Kirche ebenfalls einwirken. So sind denn jene mächtigen Bewegungen im Volksleben, die uns bisher beschäftigten, in der Tat nicht ohne starke Einwirkungen auf das Leben der Kirche geblieben. Das Volksleben findet, so schwer es ist, dies auszusprechen, seinen Schwerpunkt nicht mehr in Gott, sondern in sich selber, in seiner eigenen Natur, in ihren Gütern, Bedürfnissen, Aufgaben. Eine parallele Bewegung in der Kirche! Das kirchliche Leben findet seinen Schwerpunkt nicht mehr in der Offenbarung Gottes, sondern im christlichen Subjekt, in der christlichen Erfahrung und den darin vorhandenen Gütern, Bedürfnissen und Aufgaben. Während nach Gottes Willen die Kirche das Salz des Volks sein soll, ist tatsächlich hierin das Volk das Salz der Kirche geworden. Auch beschränkt dieser Parallelismus sich nicht etwa auf den gegenwärtigen Zustand. Er erstreckt sich ebenfalls über die geschichtlichen Vorgänge und Entwicklungen, welche dem gegenwärtigen Zustande zugrunde

liegen. Seit der Reformation können und müssen wir dieselben Wellenbewegungen, welche im Volksleben steigen und fallen, in entsprechender Weise in der Kirche wiederfinden. Im besonderen steht uns hier am nächsten, der Versuche zu gedenken, in denen man im 19. Jahrhundert bemüht war, die kirchliche Theologie des 16. Jahrhunderts sach- und zeitgemäß zu rekonstruieren und für die Gegenwart wieder zu voller lebenswarmer und lebenswahrer Geltung zu bringen. Wie die entsprechenden Versuche, vom Standpunkt des Volkes angesehen, gescheitert sind, so sind die Bemühungen, Altes und Neues in kirchlicher Theologie zu einigen, ebenfalls gescheitert. Und noch weiter reicht jener Parallelismus! Begegnen uns im gegenwärtigen Volksleben in charakteristischer Weise Instabilität, Disharmonie, verbunden mit starker, leidenschaftlicher Energie, so treten ähnliche Erscheinungen unleugbar im kirchlichen Leben charakteristisch zutage. Im Volksleben jagt eine Erfindung die andere, ohne daß die erste ergründet wäre. Ebenso steht es um soziale, gewerbliche, kommerzielle, nationale Bestrebungen. Überproduktion gewinnt einen immer ernsteren, fataleren Inhalt. Dabei ist jedermanns Hand wider den andern; und die krampfartigen Versuche, das menschliche Gemeinschaftsleben plötzlich zu einem allgemein erzwungenen Stillstand zu bringen, erschüttern bald dies bald jenes Volk. Das kirchliche Leben zeigt ähnliche Erscheinungen, wenn auch in abgeschwächtem Maße, soweit die Allgemeinheit davon berührt wird. Die Familien und Gemeinden, Schule, Kirche, Universität bringen zahllose niederdrückende Beweise, wie Unbeständigkeit und Haltlosigkeit und Uneinigkeit eine Signatur im kirchlichen Leben der Gegenwart bei uns bilden. Seltener, immerhin doch bemerkbar tritt zugleich leidenschaftliche Energie hervor, die das, was man nun gerade selber in praktischen oder theoretischen Dingen entdeckt oder gefunden zu haben meint, mit glühendem Eifer der Öffentlichkeit aufnötigt. In nüchternen Augenblicken freilich leuchtet es uns klar an, daß in allen diesen Dingen und Neuerungen das Gute

sehr oft nicht neu und das Neue nicht gut ist. Doch unser Talent und Fleiß und unsre Arbeit wollen doch auch zur Geltung kommen. Ist es nicht fein empfunden und gedacht, gut gesponnen, geschickt gewebt, was wir in Praxis und Theorie bringen? In Wirklichkeit irgend ein kleines Menschenfündlein, irgend ein Spinnengewebe, das bei aller Kunst, die darauf verwendet wurde, zu nichts Weiterem da ist, als vom nächsten Besen weggefegt zu werden, erscheint dann dies Eigene, dies Neue dem, der es vertritt, als das Eine, was not ist, als das Unerläßliche. Nun muß dies Haus unter allen Umständen schnell fertig gemacht, unter Dach gebracht werden und ansehnlich dastehen. Unwetter wird schon nicht kommen. Man wird immer noch Zeit haben, die Mauern, wenn dies nahegelegt ist, wieder abzubrechen, um das Material nochmals auf seine Güte, die Fundamente auf ihre Festigkeit zu prüfen.[1]) Nun muß die neue Lehre, der neue Beweis unter allen Umständen schnell fertig, bis ins kleinste anschaulich durchgeführt und als einleuchtend hingestellt sein. Oft will es damit nicht recht gelingen. Man hat das peinliche Gefühl, wie Kinder es haben, wenn sie den Kreisel hinstellen, der doch auf seiner Spitze nicht stehen kann, sondern immer wieder umfällt. Aber, wie die Kinder, greifen wir nun zur Peitsche. Damit ist diesem Übel und Unvermögen, das den Sondermeinungen anklebt, wirksam abzuhelfen. Können sie in sich selber die Fähigkeit, zu stehen, nicht finden, so geben wir durch Peitschen ihnen diese Fähigkeit, und erreichen auch unsern Zweck, solange wir eben peitschen. — Nach allen diesen Seiten üben offenbar die mächtigen Bewegungen im gegenwärtigen Volksleben starke Einwirkungen auf Praxis und Theorie im Leben der Kirche aus.

---

[1]) Vgl. Kant, Ausg. Hartenstein, III, 38; 260; 287; zit. in R. Eucken, a. a. O.

§ 6.

Die Gleichnisse des Herrn in ihrer Beziehung auf den Dienst, den die Kirche dem Volke zu leisten hat.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Kirche im Volksleben immer mehr die Stellung eines Subjekts verliert und in die Stellung eines Objekts, und zwar einer quantité negligeable hinein- und hinabgedrängt wird. Ehe wir unsrer Aufgabe im innerkirchlichen Leben näher treten, werden wir diese Beziehung der Kirche zum Volksleben genauer ansehen müssen.

„Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt." Von neuem erinnern wir uns dieses Bildwortes des Herrn (Matth. 5, 13—14), das so gedrängt Bezeichnendes und Bezeichnetes zusammenfaßt, weil sowohl das Bezeichnende, wie das Bezeichnete ohne weiteres als bekannt hingestellt werden konnte. Vorausgesetzt ist dabei offenbar, daß die Erde, d. i. die Menschheit, kein Salz, wie es hier verstanden ist, in sich selber hat, daß die Welt, die Menschheit, kein solches Licht besitzt. Der Herr gibt dann seiner Jüngerschaft nach beiden Beziehungen ein eigentümliches Sein und damit eine eigentümliche Aufgabe, einen sonderlichen Beruf, der mit ihrem Sein gesetzt ist und aus demselben hervorwächst. Was der Jünger Jesu als solcher ist, bezieht sich niemals nur auf ihn selber, sondern übt sofort Salzkraft und Lichtkraft in seiner Umgebung aus. Ob die Umgebung sich dazu empfänglich oder unempfänglich, freundlich oder feindlich verhält, wird hier nicht weiter in Betracht gezogen. Unter allen Umständen sind und bleiben Jesu Jünger Salz der Erde, Licht der Welt. Dieser allgemeine Christenberuf findet dann seine besondere Bestimmung in dem Amte, das der Herr seiner Gemeinde eingestiftet hat. Hat der Diener am Worte seiner eigenen Seele wahrzunehmen, als Christ, daß er sich selbst selig mache (1. Tim. 4, 16), so ist damit wesentlich zusammengefaßt, daß sein Dienst denen, die ihn hören, ebenfalls zum Seligwerden gereicht. Am

deutlichsten tritt uns dies in dem apostolischen Worte entgegen: „Christus hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche aber zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werke des Amtes, dadurch der Leib Christi erbauet werde, bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden, der da sei im Maße des vollkommenen Alters Christi“ (Epheſ. 4, 11—13). Bei aller Verschiedenheit der Ämter und Gaben in der apostolischen Kirche steht doch immer fest, daß sie gestiftet und gegeben sind, um auf andere Menschen zu einem bestimmten Zwecke zu wirken. Die Gleichnisse des Herrn prägen dies wiederholt deutlich und einleuchtend ab. Auch ohne direkte Beziehung zum Wirken im Reiche Gottes, veranschaulichen sie aufs lebhafteste und eindringlichste, daß mit dem rechten individuellen Leben das soziale Leben in allen seinen verschiedenen Aufgaben zusammenzufassen ist. Im menschlichen Bewußtsein findet dies volles Verständnis und rückhaltlose Zustimmung. Der Dichter [1]) sagt:

Du selbst und deine Gaben
Sind nicht dein eigen, daß du soll'st verschwenden
Dich selbst an deine Tugend, sie an dich!
Der Himmel braucht uns so, wie wir die Fackeln.
Sie leuchten nicht für sich! Wenn unsre Kraft
Nicht strahlt nach außen hin, wär's ganz so gut,
Als hätten wir sie nicht. Geister sind schön geprägt
Zu schönem Zweck. Noch leiht jemals Natur
Das kleinste Quentchen ihrer Trefflichkeit,
Daß sie sich nicht, als wirtschaftliche Göttin,
Den Anspruch eines Gläub'gers sichere
In Dank und Zinsen!

Nun kann niemand sich dem Eindruck verschließen, daß, wie immer, so im gegenwärtigen Volksleben viel Geschmackloses und

---

[1]) Shakespeare, Maß für Maß, Akt 1, S. 1.

Fades, Widerwärtiges vorliegt, das dieses „Salzes“ bedarf, auch viel in Fäulnis übergeht ohne dies Salz. Ebenso im Volksleben tiefe Finsternisse, unter denen zahllose Mengen schmachten, Finsternisse, denen allein dies Licht abhelfen kann! Und doch übt die Kirche nur einen so geringen heilsamen, erleuchtenden Einfluß im Volksleben aus, ja immer mehr kommt an den Tag, daß große Kreise im Volke ihrem Einfluß völlig verschlossen sind! Viele Ursachen liegen dafür auf anderen Gebieten vor, die wir hier nicht besprechen können, deren Besprechung uns auch wenig helfen würde. Angesichts des erschreckend geringen Einflusses der Kirche auf das Volksleben, ist uns doch besonders das Wort gegenwärtig: Er schlug an seine Brust! Wir können, wir dürfen vor allem andern uns der Frage nicht entziehen: Ist das Salz bei uns dumm geworden, ist unser Licht unter dem Scheffel? Salzloses Christentum! Salzlose Predigt und Katechese! Salzloses liturgisches Handeln! Salzlose Seelsorge! Wenn der Christ sein Leben so führt, daß zwischen ihm und einem Weltkinde kein Unterschied erkennbar ist, so ist das Salz bei ihm dumm geworden. Denn wer eines Bischofs Amt begehret, der begehret nach dem Wort des Apostels nicht etwas, das seinem natürlichen Menschen paßt und angenehm ist, nicht Ehre vor der Welt, großen irdischen Gewinn und Genuß, nicht Bequemlichkeit und ein gemächliches, geruhsames Leben, sondern er begehret ein köstlich Werk, ein Werk, köstlich vor Gott. Entspricht unsre Stellung zum Amte diesem apostolischen Kanon? Gott hat uns zwei Arme gegeben, um körperliche Arbeit zu vollbringen. Gebrauchen wir, um dies besonders hervorzuheben, auch beide Arme in seinem Dienste in dem Sinne, daß wir die Gewissen nicht nur wecken, sondern auch leiten durch sein Wort? Uns fehlt es wohl nicht an Hörern, dagegen bitterlich an Gemeinden. Die gemeindebildende Kraft des Dienstes an den Gnadenmitteln entbehren, vermissen wir schmerzlich. Daher nochmals die ernste Frage: Begnügen wir uns nicht zu sehr damit, wenn nur durch die

Predigt augenblicklich christliche Bewegungen in den Gemütern geweckt sind, ohne uns zu vergegenwärtigen, daß damit doch nur ein Anfang gesetzt wurde, der ohne weitere Stärkung und Leitung in sich selber wieder zusammensinken wird, bis neue christliche Emotionen abermals ein Anfangen vermitteln? Selbstverständlich müssen unsre Gedanken hier sich in den besonderen Grenzen und Perspektiven halten, wie unsre Aufgabe sie vorschreibt. Allgemeinere Fragen des christlichen und amtlichen Lebens müssen abseits bleiben. Aber gerade für unsre Aufgabe liegen hier Veranlassungen zu ernster Selbstprüfung vor, wenn der Herr einst vorwurfsvoll davon sprach, daß die Israeliten seiner Zeit das brennende und scheinende Licht in Johannes, dem Täufer, nur dazu benutzten, um eine kleine Weile fröhlich zu sein bei diesem Licht. Sie handelten wie die Kinder. Anstatt das Licht, solange es brannte, zur Lösung der großen Aufgabe zu benutzen, der es dienen sollte, sahen sie es an, als sei es zu ihrem Vergnügen gegeben. Sie hatten ihre Freude daran, daß ein so gewaltiger Mann aus ihrem Volke auftrat. Sie bewunderten ihn, wenn seine Erscheinung und seine Worte jedem, der ihm nahe kam, ganz neue Eindrücke und Gefühle gaben, ja ihm durch Mark und Bein gingen. Das Ganze war Sensation. Sobald sie inne wurden, daß Johannes das große Werk Gottes an ihnen tatsächlich durchführen und wirklich dem Messias den Weg bereiten wollte, verließen sie ihn; und sein Martyrium läßt sie kalt. Wie Kinder spielen sie mit dem Feuer, bis sie sich verbrannt haben; und dann werfen sie es weg (Joh. 5, 35; Luk. 7, 24—27; 32). Ist nun nicht eben „Sensation" in der Gegenwart die Signatur für viele Erscheinungen im kirchlichen Leben? Wer sie erregen kann und in wem sie erregt wird, — beide sind geneigt, sich daran genügen zu lassen. Dauert die ganze Bewegung auch nur eine „kleine Weile," so ist es eben doch einmal etwas Neues, Auffallendes gewesen, an dem man sich ergötzt (Apostelg. 17, 19)! Dies wiegt um so schwerer, als in der Gegenwart sonst all-

gemein anerkannt wird, daß keine noch so tiefe Bewegung im Volksleben wirkliche Bedeutung beanspruchen kann, wenn sie nicht von der Sensation zur Organisation fortschreitet und gemeinschaftbildend wird. — Aber noch andere ernste Fragen drängen sich hier auf. Große Mengen im Volke wenden sich von der Kirche ab, offenbar ohne in ihrem Gefühl von dem Eindruck berührt zu werden, daß sie sich damit einer Untreue schuldig machen. Man muß fühlen, daß man geliebt wurde, um zu fühlen, daß man untreu wurde.[1]) Trifft es bei uns zu als Christen und Dienern am Worte, daß die, welche von der Kirche weichen, nicht leugnen können, unsre Liebe gehörte ihnen, und somit ihr Weichen als Untreue fühlen müssen? Gerade dies Gefühl, untreu geworden zu sein, könnte doch besonders nach einer Naturanlage unsres Volkes, dem Treue viel gilt, dem Abweichenden dazu von Gott gesegnet werden, daß er umkehre. Jetzt wird der Teilnahme am Christentum und kirchlichen Leben oft mit todeskaltem Herzen Lebewohl gesagt. Daraus fällt, von anderem abgesehen, jedenfalls auch ein schwerer Schatten auf die Art, wie unser persönliches und amtliches Zeugnis vom Evangelium ergeht. Wenn wir der Liebe gedenken, mit welcher der Herr das Verlorene sucht, der Geduld und Langmut, die er dem Schwachen beweist, wie seine Gleichnisse dies veranschaulichen; wenn wir uns apostolischer Worte erinnern, wie jener Rede St. Pauli in Milet an die Ältesten von Ephesus (Apostelg. 20, 18—36), so können wir nicht in Abrede nehmen, daß es uns an heiliger Liebe mangelt. — Freilich macht sich dann, sei es auch nur im stillen, die Entschuldigung geltend, wir könnten doch nicht mehr geben, als uns von Gott gegeben ist. Und diese Gedanken erweitern sich nicht selten zu der Klage, daß uns Christen und Dienern am Worte überhaupt sehr wenig, zu wenig an geistlichen Gaben und heiliger Liebe von Gott ins Herz gegeben sei. Zuletzt vermissen wir auch hohe, geniale natürliche Begabungen im Dienste der

[1]) Racine: Jl faut se croire aimé, pour se croire infidèle.

Kirche, während andere Gemeinschaften im menschlichen Leben sich derselben immerhin doch mehr rühmen können. Aber hat etwa der Herr den erfolgreichen Dienst an seinem Evangelium an hohe natürliche Begabung geknüpft? Der ersten Kirche fehlte es unendlich mehr, als uns, an dem, was vor der Welt in hohen Ehren gehalten wird und große Kraft ausübt. Doch sie erkannte darin einen heiligen Rat Gottes. In seinem Reiche soll kein Fleisch sich rühmen (1. Kor. 1, 29). Der seligmachende Glaube soll nicht bestehen auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft (1. Kor. 2, 5). Wenn demnach die Klage über das Fehlen hoher natürlicher Begabungen im Dienste der Kirche uns Christen unmöglich gemacht ist, — wie mag es um die Klagen über mangelnde geistliche Begabung im besonderen mit heiliger Liebe bestellt sein? Jenes Gleichnis des Herrn von den beiden Schuldnern veranschaulicht uns doch, daß diese Liebe in ihrem vollen Wesen und Wirken nicht eine unvermittelte Gottesgabe, sondern die Frucht ist, welche aus der Vergebung der Sünden wächst: „Wem viel vergeben ist, der liebet viel; wem aber wenig vergeben ist, der liebt wenig" (Luk. 7, 37—50). Das zeigt uns auch den Weg zur Klage; aber es ist eine andere Klage, als die vorhin erwähnte! — Im letzten Grunde faßt der Herr für das persönliche und amtliche Dienen am Evangelium doch alles zusammen in die Treue und Klugheit, wie sich ein guter Haushalter derselben befleißigt (Matth. 24, 45—51; Luk. 12, 41—48). Die Apostel folgen diesen Fingerzeigen (1. Kor. 4, 1—2; Tit. 1, 7; 1. Petr. 4, 10). Aber eben hierin, wenn uns jetzt das Gewicht vornehmlich auf das Haushalten, das Verwalten anvertrauter Güter fällt, ist die Stellung und Tätigkeit der Kirche gegenüber dem Volksleben am peinlichsten geschwächt und am tiefsten erschüttert. Es gibt wohl kaum eine Gemeinschaft unter den Menschen, die, auf natürliche Güter gegründet, in einer derartigen Ungewißheit lebt, ob sie diese Güter wirklich besitze oder nicht, wie dies in der Kirche zutrifft. Im Volksleben ist jedenfalls

die Ansicht weit verbreitet, daß selbst in praktischen Dingen, doch besonders in der Theorie die Kirche nicht in Gewißheit ihr anvertraute göttliche Güter, sondern menschlich natürliche Meinungen, ja prinzipiellen Zweifel verwaltet und ins Volksleben hineinträgt. Davon aber wendet sich das Volksleben mit Enttäuschung und Verbitterung ab. — Prüfen wir im Lichte der Gleichnisse und Bildworte des Herrn die Beziehungen, in denen die Kirche zum Volksleben steht, so haben wir alle Ursache, uns die Fragen vorzulegen: Ist das Salz bei uns dumm geworden? Steht das Licht bei uns unter dem Scheffel? Auch darf von uns nicht übersehen werden, daß kein Volk einer Kirche, die wesentlich ihren Beruf im Volk nur zu einem geringen Teil oder auch gar nicht mehr erfüllt, die äußere institutionsmäßige Stellung im Volke einräumen wird und einräumen kann, wie sie bisher der lutherischen Kirche eingeräumt wurde. Schon jetzt ist es ein offenes Geheimnis, daß nach den Anschauungen, die in kirchenregimentlichen Kreisen vorwalten, und dem Verfahren, das von dort aus durchgeführt wird, die Stellung der Kirche im öffentlichen Leben nur noch aufrecht erhalten werden kann, wenn man Ja und Nein in der Kirche als gleichberechtigt nebeneinander anerkennt.

§ 7.

Die Gleichnisse des Herrn gegenüber dem falschen Suchen nach göttlicher Wahrheit im innerkirchlichen Leben und in ihrer Betonung der Pietät, des Herzensglaubens und des relativ selbständigen Urteils.

Die Verlegung des Schwerpunktes im Christentum aus der Offenbarung Gottes in das Subjekt[1]) übt nun, wie nach außen hin, so im innerkirchlichen Leben die stärksten Wirkungen aus. Uns begegnen hier wiederum auf Schritt und Tritt eigentümliche

[1]) Luther hat gegen diesen verderblichen Irrweg wohl am gewaltigsten Zeugnis abgelegt in seinen Predigten über 1. Kor. 15 aus dem Jahre 1532 (Weim. Ausg. tom. 36. p. 478 sqq.). Vergl. besonders, wie er das gegebene Evangelium gegenüber der Erfahrung inthronisiert (p. 494 sqq.).

Bedürfnisse in der Gegenwart, welche durch die Gleichnisse des Herrn charakteristisch beleuchtet werden.

Allen Adamskindern ist angeerbt, wie zu allen Zeiten hervortritt, daß sie, innerlich gebunden, dabei im Gewissen beunruhigt, Gottes Nähe nicht tragen können, sich von ihm nicht finden lassen mögen und, wenn sie seine Stimme hören, zusammenschauern, sich vor ihm verbergen, um doch irgendwie sich mit dem Schein zu decken, als ob sie seine Stimme tatsächlich nicht gehört, nicht vernommen hätten (1. Mose 3, 8). In der Gegenwart nimmt dieser Hang eine eigentümliche Form an. Man ist nicht zu Hause dort, wo Gott uns sucht und zu uns redet. Doch damit ist man nicht schon zufrieden. Jetzt wird alles Gewicht darauf gelegt, daß man Gott gegenüber sich zugleich immer ein religiöses und moralisches Alibi verschaffe, um sich dort fest einzubauen und davor gesichert zu sein, daß man weiter erfahre, Gott sucht uns und redet zu uns. Wer dies Alibi in seinem Willen aufgenommen hat, gewinnt damit das Vermögen und den Schein des Rechts zu der Behauptung, Gott hat mich nie gesucht und nie zu mir geredet. Zwei Möglichkeiten bleiben dann übrig. Entweder er lebt mit Wissen und Willen ohne Gott in der Welt, oder er sucht, ausschließlich in eigenem Vermögen und von sich aus, Gott zu finden. Die erste Möglichkeit müssen wir hier auf sich beruhen lassen. Der zweiten folgen wir weiter. Unsere Zeit hat ja das Wort „Gottsucher" in den Vordergrund gestellt und ihm einen eigentümlichen Inhalt gegeben. Sonst ist im Suchen Gottes die notwendigste, erhabenste, gesegnetste Aufgabe der Menschenseele vorhanden. Vorausgesetzt wird dabei, daß die Seele Gott sucht, nachdem sie inne wurde, von ihm gesucht zu sein. Dies Suchen Gottes wird von den größten Verheißungen begleitet. Der moderne „Gottsucher" weiß aber nicht von jener Voraussetzung und will nicht davon wissen. Er legt alles Gewicht eben darauf, voraussetzungslos, vorurteilslos zu verfahren. Freilich wer etwa seinen Eltern oder seinem Vaterlande gegenüber voraus-

setzungslos, vorurteilslos seine Stellung nehmen und verfahren würde, müßte einem schweren Gericht verfallen. Gott gegenüber sich so stellen und so handeln, erfreut sich allgemeiner Anerkennung. Findet nun der moderne „Gottsucher" Gott nicht, so legt er sich das Recht bei, die Schuld dafür Gott zuzuschieben. Findet er irgend etwas, das ihm als göttlich erscheint, so beansprucht er das volle Recht, sich dem ganz hinzugeben. Wenn es einen Gott gibt, so kann er dem „Gottsucher" keinen Vorwurf machen daraus, daß dieser seinem eigenen Gott seinen eigenen Tempel baut in seinen religiösen Bewegungen und seinen moralischen Bestrebungen. Jener „Gottsucher" hat sein Alibi konsequent geltend gemacht und sich darin angebaut und verschanzt. Ob er damit vor dem Gerichte Gottes bestehen wird? Gott gegenüber voraussetzungslos, vorurteilslos sein, das heißt: Gottlos sein! Und in dieser Bestimmtheit wähnt ein Mensch, Gott suchen zu können! In Wirklichkeit kann Gott nur gesucht werden auf Grund der vorher von ihm empfangenen Gaben, in Dankbarkeit für diese Gaben und in gewissensmäßiger Gebundenheit an ihn. Wer ohne diese Voraussetzungen Gott sucht, sieht ja Gott nicht an in dem, was Gott ihm bereits gab. Er sieht ihn überhaupt nicht an. Wie kann er ihn suchen? Sein Suchen Gottes ist eitel, weil er Gott nicht finden will!

Die Gleichnisse des Herrn stellen das gesamte religiöse und sittliche Leben des Menschen uns in einer dreifachen Beleuchtung dar, die von einer Sonne ausgeht. In den Gleichnissen erscheint das Himmelreich als geschichtliche Institution, als ewige Heilstatsache, als Heilsordnung, in der sich das Ewige geschichtlich verwirklicht. Dem entsprechen auf seiten des Menschen: Pietät, Herzensglaube, Erkenntnis. Eine prinzipielle Verlegung des Schwerpunktes für das religiöse und sittliche Leben aus der Sphäre der Offenbarung Gottes in das christliche Subjekt hat daher auch den Anschauungsunterricht wider sich, den der Herr uns in den Gleichnissen erteilt.

Jene drei Faktoren in der Offenbarung Gottes und die ihnen entsprechenden Bewegungen im Menschen wollen zunächst einzeln ins Licht gestellt sein.

Eines Nachweises, daß in den Gleichnissen das Himmelreich als geschichtliche Institution dargestellt ist, bedarf es nicht. Für die Gegenwart, in welcher der Herr auf Erden lebte, ist diese Institution vorhanden, wie zu allen Zeiten, wie in unsrer Zeit. Sie stellt auch immer dieselbe Anforderung an die Menschen, unter denen sie besteht, die Anforderung der kindlichen Hingabe, der Pietät. Es gibt Gutes und Großes in unsrer Umgebung, in das wir ohne unser Zutun hineingepflanzt sind, und das unmittelbar Ehrerbietung von uns erheischt mit allen Folgen, die sich naturgemäß daraus ergeben. Dies Gute und Große kann in den Dingen und Charakteren, in Individuen und Gemeinschaften, in der Familie, im Stande, im Beruf, in Staat und Kirche, in den geringsten und glänzendsten Verhältnissen, in Handlungen und Gedanken, in Wort und Bild vorliegen. Es kann überall vorliegen und erhebt überall denselben Anspruch, daß wir es ehren und seiner Wirkung auf uns Raum lassen. Das erhabenste Gute ist für uns das Himmelreich. Diesem gebührt die höchste Ehrung, die pietätvollste Hingabe. — Für unsere Beobachtung treten hierbei im gegenwärtigen Leben nun sehr beachtenswerte Erscheinungen hervor. Zunächst steht pietätvolle Gesinnung überhaupt nicht in großer Achtung. Die geltende, allgemeine Ansicht verweist einen pietätvoll gesinnten Menschen, wenn sie ihn nicht für dumm oder für einen Heuchler erklärt, jedenfalls aus der Gegenwart hinweg. Er ist kein moderner Mensch. Er gehört ins Mittelalter, in Zeiten, in denen das Pietätvolle und Devote überall vorwaltete. Er lebe selber ja auch nicht in der Wirklichkeit, sondern sei ein Romantiker, lebe im Lande der Träume, weil es ihm an Mut und Kraft fehle, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen.[1]) Dabei

[1]) Vergl. Hashagen, Seelsorgerliche Kreuzfahrten (Gütersloh, Bertelsmann, 1896) I, 56—66.

folge er, wenn auch nicht gerade einer Berechnung, so doch einem Instinkt, der ihm sagt, daß seine pietätvolle Gesinnung ihm jedenfalls manche greifbare Vorteile bringen werde. Die Pietät widerspricht zu schroff dem natürlichen Hochmut, dem im modernen Übermenschen seiner selbst gewiß und voll geworden ist, als daß sie der beleidigendsten Verurteilung in weiten Kreisen entgehen könnte. Hier scheut man selbst davor nicht zurück, die Bewegungen einer pietätvollen Gesinnung grundsätzlich als unvereinbar hinzustellen mit den Bewegungen, welche durch das Wahre und Gerechte im Gemüte des Menschen geweckt werden. Allerdings werden dabei bestimmte Ausnahmen anerkannt. In irdischen Verhältnissen, in den Beziehungen der Kinder zu den Eltern, der Untergebenen zu den Vorgesetzten mag man der Pietät nicht entbehren. Ebenso findet offenbar der Kultus des Genius, der Macht und des Besitzes viele „pietätvolle" Anhänger. Dagegen, sobald religiöse und sittliche Güter in Frage kommen, fällt das Richtbeil auf die Pietät ohne Gnade nieder. — Daß zwischen diesem Urteil und dem des Herrn der denkbar schärfste, ein unversöhnlicher Gegensatz besteht, ist am Tage. Er gründet, wie bereits früher betont wurde, in seinem direkten Lehrwort, wie in seinen Gleichnissen eben alles auf die Ehrung der von oben her uns geschenkten guten und vollkommenen Gaben, wie sie tatsächlich in unserm Leben vorhanden sind und ohne unser Zutun uns zuteil werden. Er spricht nicht nur darüber in Gleichnissen. Er handelt auch in Gleichnissen. „Er nahm ein Kind und stellte das mitten unter sie und sprach: Wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen." Ein rechtes Kind, ein kindliches Kind ist anspruchslos, hingebend, demütig, dankbar. Damit jemand, der so steht, wie die Jünger hier erscheinen, in Sachen des Himmelreichs diese unerläßliche kindliche Gesinnung sich aneigne, bedarf es für ihn einer entschlossenen Umkehr. Die Jünger stehen dem Herrn am nächsten und leben der Gewißheit, bereits

im Himmelreich zu sein. Aber der Herr bezeugt ihnen, daß sie in unkindlicher Gesinnung sich des Zuganges zum Himmelreich berauben. Nicht aus dem Gesichtspunkte des Bleibens im Himmelreich, schon wenn es sich um das Eingehen in das Himmelreich handelt, hängt alles vom Vorhandensein kindlicher Gesinnung ab. Und dies alles, das nicht an die Welt, sondern an die Jünger gerichtet ist, stellt der Herr unter die Gewalt, in das Licht seines „Wahrlich". Er wendet diese Beteuerung nicht an, wenn es sich um wichtige Dinge handelt, die wir durch eigene Beobachtung feststellen können, sondern nur bei den wichtigen Dingen, die wir aus unserm eigenen Vermögen nicht zu erkennen und zu durchschauen vermögen, darunter auch bei den wichtigen, den entscheidenden Charakterisierungen der Tiefen im Menschenherzen, die unsrer natürlichen Selbsterkenntnis verborgen bleiben (Joh. 6, 26; 8, 34) und bei der Hervorhebung der Notwendigkeit, daß wir von neuem geboren werden (Joh. 3, 3. 5. 11). Aus seinem Munde haben wir, als die ihm angehören, demnach seinen heiligen Protest gegen jede unkindliche Gesinnung und seine heilige Beteuerung der unerläßlichen Notwendigkeit des Umkehrens zu kindlicher Gesinnung zu vernehmen und dies mit allem Ernst auf die Zustände und Gaben anzuwenden, die wir von Anbeginn unsres natürlichen und christlichen Lebens vor uns finden, in die wir durch unsre Geburt und Wiedergeburt eingepflanzt und eingefügt sind. Die grundlegende, größte Gottesgabe in unserm Leben, daß wir getauft sind, verdanken wir dem Dienst, welchen unsre Kirche, als geschichtlich vorhandene Institution, an uns vollzog. Ebenso verdanken wir ihr die Unterweisung im Evangelium, damit wir im Glauben unsrer Taufe leben. In unsrer Seele ist die Tatsache aufgerichtet: Gott ist unser lieber Vater; wir sind seine lieben Kinder! Dies größte Gut ist, wie in unsrer natürlichen Geburt unser natürliches Leben, so in der Wiedergeburt unser geistliches Leben, ohne unser Zutun uns von Gott tatsächlich geschenkt. Wir sind tatsächlich von Gott darauf angewiesen, aus dem Wesen unsrer Wiedergeburt unser

ganzes Christsein und unser ganzes religiöses und sittliches Leben zu erfassen und durchzuführen in kindlicher Gesinnung, pietätvoll. Die unkindliche Gesinnung fragt: Wie mag Solches zugehen" (Joh. 3, 9)? Sie stellt dann überhaupt ihre eigenen anspruchsvollen Forderungen an Gott. An natürlichen Ursachen und Antrieben fehlt es nicht, solche Forderungen geltend zu machen. Für viele wird es schon zu einem Anstoß, an dem ihr religiöses und sittliches Leben schwer leidet, wenn nicht scheitert, daß sie nicht begreifen können, warum sie nicht aus einer anderen und besseren Familie herstammen, mit anderer und besserer Begabung ausgestattet, unter anderen und besseren Verhältnissen und Einflüssen aufgewachsen sind. So rechtet man unkindlich mit Gott in der Voraussetzung, Gott müsse sich erst vor uns rechtfertigen, ehe er erwarten kann, daß wir ihm leben und ihm dienen. Man stößt die größte Gottesgabe von sich und fordert nun andere Gaben von ihm nach eigenem Ermessen. Man sündigt wider alle empfangenen Barmherzigkeiten Gottes und ist dabei überzeugt, nur ein unveräußerliches Menschenrecht geltend zu machen. Diese unkindliche, pietätlose Gesinnung hat zu allen Zeiten das religiöse und moralische Leben der Menschheit am schwersten gehindert und tut dies heute von neuem in erschreckendem Maße. Gott läßt sich seine Ehre nicht nehmen. Wer seine empfangenen Gaben nicht kindlich ehrt, scheitert in allen seinen Versuchen, den Schwerpunkt seines religiösen und moralischen Lebens aus Gott weg und in sich hineinzuverlegen.[1])

Freilich darf andrerseits die Kindlichkeit nicht isoliert, nicht kindisch werden. Das Himmelreich erscheint nicht nur und tritt uns nahe als geschichtliche Institution, die zuerst von uns angenommen sein will, so, wie sie ist, ohne das eigene Ich ihr gegenüber geltend zu machen, ohne mit eigenen Anforderungen hinanzutreten, ohne Kritik; sondern das Himmelreich ist zugleich, und zwar in seinem innersten Wesen, göttliche, ewige Heilstatsache für

[1]) Vergl. zum Zusammenhang G. Tyrrel, The mystical element of Religion, Quart. Rev., July, 1909, p. 101—126.

uns und weckt unsern Herzensglauben, erhält ihn lebendig und vollendet ihn, wird damit in alle religiösen und sittlichen Bewegungen des menschlichen Gemüts eingefügt, der gewissensmäßigen Prüfung offen, um sich in der Seele unter viel Arbeit, Kampf und Leid zu bewähren. Isolierte Pietät gegenüber der geschichtlich vorliegenden religiösen und sittlichen Institution führt konsequent durchgeführt zum Traditionalismus, zu geistlicher Verkrüppelung und zum geistlichen Tode. Jedes gesunde Kind wächst. Es bleibt dasselbe und nimmt anderes in sich auf. Wird dies Wachsen gehemmt, so geht es zugrunde. An den mittelalterlichen Kirchen haben wir, soweit es sich um ihre prinzipielle Stellung handelt, diese erschreckende Tatsache vor Augen. Die geschichtliche Institution der Kirche wird hier alles. Damit ist gegeben, daß die Kirche es ist, welche selig macht, und daß die Zugehörigkeit zur Kirche im unbedingten Gehorsam gegen sie das Heil jedes Menschen bedingt und garantiert. Im besonderen tritt dies in der römisch-katholischen Kirche zutage. Sie macht sich selber zur Heilstatsache und zwingt die Gemeinde der Institution der Kirche gegenüber zu unbedingter kindlicher Hingabe und Pietät, hält sie auch eisern fest auf diesem Standpunkt. Darin ist sie als Kirche antichristlich. Dem entsprechen ihre charakteristischen Eigentümlichkeiten. Sie bietet der Gemeinde eine verschlossene Bibel, eine entstellte, verstümmelte Eucharistie. Ihre Lehre läßt das Evangelium von der Rechtfertigung des armen Sünders allein um Christi willen, allein aus Gnaden, allein durch den Glauben nicht bestehen. Sie greift aufs menschliche Verdienen. Sie legt der Gemeinde willkürliche Menschensatzungen auf. Ihre Kasuistik schiebt „Kissen unter die Arme, die Seelen zu fahen" (Ezech. 13, 18), und wenn sie der Tugend dienen will, verschmäht sie dazu nicht die Hülfe des Lasters. Um ihre schriftwidrigen Lehren, die auch im Widerspruch gegen die ältere reinere Kirchenlehre stehen, einigermaßen zu stützen und zu empfehlen, müssen ihre scharfsinnigsten Vorkämpfer zu den unwahrsten Behauptungen,

den gefährlichsten, verzweifeltsten Theorien ihre Zuflucht nehmen. Ihr Gottesdienst verleugnet das einmalige, ewig genügende Opfer Christi. Ihre liturgischen Ordnungen bergen unter dünnem Schleier alle Gefahren heidnischer Vielgötterei. Ihre kirchliche Zucht zwingt dem einzelnen Christen die Stellung eines unmündigen Kindes auf, nimmt ihm die Eigenschaft, welche allem wahren religiösen und sittlichen Leben zugrunde liegt, seine persönliche Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen, um ihn ganz und gar in die Hände des Priesters und Beichtvaters auszuliefern. In dem allen macht die römisch-katholische Kirche sich zur Heilstatsache. Sie handelt im allerstärksten Maße unkindlich gegen den Herrn und sein Evangelium. Dagegen muß das christliche Gewissen protestieren. In der lutherischen Reformation ist dieser Protest ergangen. Wer ihre Geschichte kennt, weiß auch, daß er aus kindlichem Herzen kam, dem der Bruch mit der geschichtlichen Kirche, als solcher, sehr fern lag. Aber im Herzen Luthers lebte der evangelische Glaube, der ohne den vollen und gewissen Gnadentrost Gottes nicht leben konnte. Weil die römische Kirche, als geschichtliche Institution, diesen Glauben von sich ausstieß, mußte Luther und die Reformation an die christliche Kirche appellieren, die bis dahin unter der Decke der römischen Kirche wohl im verborgenen gehalten, aber nicht erstickt war. Die lutherische Reformation ist daher kein unkindlicher Bruch mit der geschichtlichen Institution der christlichen Kirche, sondern ihre wahre, evangelische Fortsetzung. In einem bestimmten Maße, unter gewissen Modifikationen wiederholt sich der kirchen- und lehrgeschichtliche Vorgang der Reformation in den einzelnen Christen je nach seiner geistlichen Begabung und Lebensführung. Bei gesunder Entwicklung nimmt die kindliche Stellung zu der Kirche, der wir angehören, neue Elemente in sich auf, ohne um deswillen den Charakter der Kindlichkeit einzubüßen. Die Seele steht vom ersten Augenblick ihres christlichen Erwachens an in direktem Verkehr mit Gott auf Grund seiner Heilstaten. Jetzt

aber erfaßt sie diesen Verkehr und sucht ihn zu erfassen mehr unter dem Eindruck aller Lebens-Faktoren und Lebens-Funktionen. War ihr Christsein bisher mehr ein Zustand, so wird es nun mehr ein Werden und eine Tätigkeit. War es bisher mehr Sache des Empfangens, so ist es nun mehr Sache des Willens. Entschied bisher mehr der Gemeinglaube, so tritt nun der persönliche Glaube mehr in den Vordergrund. Wie das Feuer Silber und der Ofen Gold, also prüft der Herr die Herzen (Spr. 17, 3). Zugleich gibt er das überkommene Evangelium und damit die überkommene Kirche dem vollerwachten geistlichen Bedürfnis des einzelnen zur Prüfung hin (Röm. 2, 18; 12, 2: 1. Thessal. 5, 21; 1. Joh. 4, 1). Die oberste Norm bei dieser Prüfung ist dem Christen in der Heiligen Schrift gegeben. Aber durch viel Arbeit, Kampf und Leid kann es dabei gehen. Der individuelle Herzensglaube kann in seinem direkten Verkehr mit Gott auf Grund der Heilstatsachen, die er sich persönlich anzueignen sucht, unter anderem die abgeschlossene Festigkeit des Gemeinglaubens der Kirche noch nicht erreichen, oder sich in den umfassenden Organismus ihrer Lehre nicht hineinfinden. Ihm ist etwa das Wort alles, das Sakrament wenig oder nichts; oder die Notwendigkeit der Bekehrung tritt ihm in den Vordergrund, und die Wiedergeburt aus Gott verliert in seinen Augen ihr Wesen; oder er legt alles Gewicht auf die einmal geschehene Bekehrung und stellt die tägliche Bekehrung zurück. Andrerseits können im bewußten Herzensglauben Bewegungen vorliegen, welche selbst die höchste Grenze, welche der Gemeinglaube für die Gemeinschaft mit Gott zieht, noch überschreiten möchten, wie etwa in den Träumen von einem Leben unter täglicher, direkter Inspiration von Gott oder von einer vollkommenen Heiligung. Die Geschichte der Mystik, der wahren, wie der falschen, läßt tief hineinschauen in die Kämpfe und Anfechtungen, welche dem individuellen Herzensglauben gegenüber der geschichtlich gegebenen Institution der Kirche, ihrem Bekenntnis und ihrer Ordnung in den angedeuteten

Beziehungen erwachsen können. Wenn im Herzensglauben zuletzt alles beruht, alles von ihm ausgeht und abhängt, wenn in ihm „jeder steht und fällt seinem Herrn“ (Röm. 14, 4), ohne irgend welcher geschichtlichen und menschlichen Autorität unterworfen zu sein, — wohl dem, der so geführt wird und sich so führen läßt, daß er ohne Zwang, doch unter voller Beteiligung seines Personlebens und in voller Selbständigkeit in die geschichtliche Institution der christlichen Kirche, unsrer evangelisch-lutherischen Kirche, hineinwächst, und die Erfahrung macht, unsre Kirche hindert nie den Herzensglauben, sondern fördert ihn nur, macht ihn nur artikulierter und intensiver, erhält ihn nur in den rechten, von Gott gesetzten Schranken, an deren Ziel dem Wettlauf das Kleinod winkt. Auch im Hinblick auf diesen zentralen Faktor im religiösen und moralischen Leben tritt uns von neuem deutlich vor Augen, daß ein schwerer, verderblicher Mißgriff darin liegt, wenn man den Schwerpunkt des Heils aus Gott, seinen Heilstaten und ihren geschichtlichen, institutionsmäßigen Organen hinwegzunehmen und ausschließlich in das christliche Subjekt zu verpflanzen sich bemüht. — Daß die Gleichnisse des Herrn neben dem geschichtlichen Sein des Himmelreichs die persönliche Aufnahme und Bewahrung und Bewährung des Himmelreichs im Herzensglauben, neben dem sozialen den individuellen Charakter des Christentums aufs klarste, einleuchtendste, verpflichtendste darstellen, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Mit vollem Recht hat einst Luther davor gewarnt, daß man im Gleichnis vom ungerechten Haushalter nicht „spitzen Verstand“ suchen dürfe, und erinnert, „man bleibe allein in der Milch haußen“. Dieser Grundsatz bewährt sich in der Auslegung und Anwendung der Gleichnisse überhaupt. Aber er darf uns nicht die Augen davor schließen, daß wir in der heiligen Kindeseinfalt der Gleichnisse zugleich das Wort dessen vor uns haben, dem alle Geheimnisse Gottes, der Welt, der Menschen offenbar sind und der sie uns offenbart und veranschaulicht, damit wir selber als Glieder des Leibes, an dem er das Haupt ist, er-

bauet werden zu einer Behausung Gottes, zu seinem Tempel, und ihm in Geist und Wahrheit leben und dienen, ihn zeitlich und ewig in Geist und Wahrheit anbeten.

Denn das Christsein, wie es als bloße, geschichtlich vorhandene und geschichtlich geehrte Institution zu totem Formalismus ausschlägt, wird ohne den Geist der Wahrheit zum Leben im Aberglauben und führt also wiederum zum Tode. Wir sind wohl nicht selten davor erschrocken, wie nahe bei wahrem Herzensglauben das Gebiet des Aberglaubens liegt und wie gefährlich und verderblich die Versuchungen sind, die den Herzensglauben in törichten und betrüglichen Aberglauben verwickeln wollen. Aber, so schwer es uns ist, wir haben uns dem Wort des Herrn zu beugen, daß auch im besten Falle, wenn unser Geist noch so willig ist, unser Fleisch schwach bleibt und auch betrüglichen Torheiten die Tür nicht verschließt, welche zu unsrer Seele führt. Andrerseits kennen wir nicht weniger das entgegengesetzte Extrem: Wer vor dem Aberglauben zurückscheut, der verfällt leicht dem Unglauben. Die natürliche Pendelschwingung und Reaktion nötigt den, der bisher zu allem Ja sagte, nunmehr zu allem Nein zu sagen. Wer bisher alles glaubte, glaubt nun nichts. Und nicht nur treten diese Erscheinungen in derartigen Gemütern auf, sondern sie finden sich ohne diese Gegensätze sonst weit verbreitet vor. Sobald der Herzensglaube mit dem Prinzip der Wahrheit in Verbindung gebracht wird, erscheint er selber vielen als Aberglaube. Man nimmt ohne weiteres an, Herzensglaube könne nie wahr sein, und wer die Wahrheit erkenne, müsse allem solchen Herzensglauben den Abschied geben, müsse ungläubig werden oder wenigstens dem prinzipiellen Zweifel verfallen. — In den Gleichnissen des Herrn begegnet uns aber ein Erkennen der Wahrheit, das wohl den Aberglauben und den Unglauben, doch nie den Herzensglauben ausschließt. In seinen Gleichnissen erzieht der Herr die Seinen unabläßig zum rechten äußeren Sehen und Wahrnehmen mit den Sinnen, das ihnen geistig zur Erkenntnis

der Wahrheit gereichen soll. Er setzt überall voraus, daß für jeden seiner Hörer, der nicht widersteht, das Wahre in irgend einer Form vorhanden und zugänglich ist, zunächst das natürlich und geschichtlich Wahre, und an diesem dargestellt auch die geistliche Wahrheit. Gott hat den Dingen ihr Wesen gegeben, das in ihrer Erscheinung sich abspiegelt und über sich hinausdeutet. Unter Gottes Regierung und Zulassung besitzen die Vorgänge in ihrer Wirklichkeit auch ihre Wahrheit und werden im Dienste des Herrn zu Predigern der höheren, der Wahrheit zur Gottseligkeit. In dem allen richtet sich das ganze Lehren des Herrn durch Gleichnisse darauf, daß die Seinen zunächst von der Außenwelt Vorstellungen gewinnen, die mit dem Wesen der Außenwelt übereinstimmen, also wahr sind. Indem er viele Gleichnisse gibt, bezweckt er auch, daß die Seinen die verschiedenen Vorstellungen, die dadurch in ihnen geweckt werden, in richtige, in wahre Beziehungen zueinander setzen. Dies vielseitige und einheitliche Bild pflanzt er zugleich in ihr Gemüt, um das Himmelreich ihnen lebenswahr und lebenswarm zu veranschaulichen und zu vermitteln. Während das ungöttliche Volk unter einem Gerichte Gottes mit sehenden Augen nicht siehet, mit hörenden Ohren nicht höret, weil es nicht verstehet, bezeugt der Herr den Jüngern: Euch ist's gegeben, das Geheimnis des Himmelreichs zu vernehmen (Matth. 13, 11. 13), und er sagt zu ihnen: „Selig sind eure Augen, daß sie sehen, und eure Ohren, daß sie hören" (Matth. 13, 16). Dieses Erkennen des Wahren, eine unerläßliche Verpflichtung für den Christen, wird in den Gleichnissen dann noch eigentümlich bestimmt. Es handelt sich dabei zuerst offenbar immer um etwas, das nahe, das am nächsten liegt. Wie die Liebe zu den Menschen sich in der Liebe zum Nächsten verleiblicht, also zu dem, der in unsrer unmittelbaren Umgebung unsrer Hülfe, unsrer Liebe bedarf, so richtet sich die Erkenntnis des Wahren nicht auf das Wahre im allgemeinen, als Idee, nicht auf das Wahre in der Ferne, an der Grenze, jenseits der Grenze des Horizonts, sondern

auf das Nahe und Nächste, das Sichtbare, Erkennbare. Gott hat unser natürliches Auge weder als Mikroskop noch als Teleskop geschaffen, wenn er dem Auge auch das Vermögen gab, sich des Mikroskops und Teleskops zu bedienen. Es ist von einzigartig hoher Bedeutung, daß wir durch die Gleichnisse des Herrn veranlaßt und erzogen werden, unser Erkennen des Wahren bescheidentlich an dem Nächsten und Erkennbarsten zuerst zu üben und zu stärken, ehe wir weiter greifen wollen und künstliche Hülfen heranziehen müssen, um unserm Erkenntnistriebe zu genügen. Sodann wird in den Gleichnissen offenbar alle Erkenntnis des Wahren in der geschaffenen und geschichtlichen Welt in den Dienst der einen ewigen Wahrheit gebracht, in den Dienst Jesu Christi, der von sich aussagt: „Ich bin die Wahrheit" (Joh. 14, 6; 18, 37). Denn er ist nicht eine Wahrheit neben anderen Wahrheiten, sondern die Wahrheit, wie er in demselben Spruch sich nicht als einen Weg neben anderen Wegen, sondern als den Weg, nicht als ein Leben neben anderen Leben, sondern als das Leben benennt. Ohne diesem erhabenen Worte des Herrn hier weiter nachsinnen zu können, schauen wir auf Grund der Gleichnisse eben an, daß sie durch viele Bilder und Vermittelungen aus der nahen Sinnenwelt das religiöse und sittliche Leben des Christen in das Licht der ewigen Wahrheit in Gott stellen, die dem Christen das Allernächste ist und immer mehr werden soll, die ihm zu eigen gegeben wird, damit er aus Gott und in ihm lebe und zeitlich und ewig zu ihm komme. Als selbstverständlich gilt, wie von neuem betont sei, das Vorhandensein, die Festigkeit, die Erkennbarkeit dieser göttlichen Wahrheit mit allen ihren Früchten. Sie wird in ihrem Wesen und in ihren Wirkungen in keiner Weise in Frage gestellt. Denn dazu, daß wir sie in Frage stellen, ist sie uns nicht gegeben, ebensowenig, wie die Sonne uns dazu gegeben ist, daß wir sie in Frage stellen. Wer im Wasser und Sumpf untergeht, fragt nicht, ob die Hand, die sich ihm zur Hülfe entgegenstreckt, eine Hand ist und helfen kann. Er greift

zu und läßt nicht wieder los. Ebenso müssen wir uns von neuem vergegenwärtigen, daß in den Gleichnissen die feste, göttliche Wahrheit nicht über der Menschenwelt schwebt, sondern geschichtlich in ihr durch die Heilige Schrift vorhanden, durch die institutionsmäßige geschichtliche Form des Himmelreichs ihr dargeboten ist. Dies alles steht in den Gleichnissen außer Frage. Diese in Wirklichkeit vorhandene Heilige Schrift, die Trägerin der göttlichen Wahrheit, dient den Menschen, wie sie in Wirklichkeit sind, zur Lehre, Strafe, Besserung, Züchtigung in der Gerechtigkeit, damit sie Menschen Gottes werden, zu allem guten Werke geschickt (2. Tim. 3, 15—17; Röm. 10, 17; 15, 4). Sie ist so vollkommen geeignet und genügend, um dies Werk zu vollbringen, daß, wer sich ihr entzieht, auch für die größte Wundertat Gottes bei Sendung seiner Boten unzugänglich sein würde (Luk. 16, 31). In dieser Heiligen Schrift haben die Menschen zu forschen. Dies Wort Gottes haben sie zu hören und zu beherzigen, zu bewahren und zu beweisen und so in aller heilsamen Erkenntnis der heilsamen Wahrheit zu wachsen. Ohne diese Erkenntnis-Tätigkeit und ihre Frucht würde das religiöse und sittliche Leben entarten. Es würde gewissermaßen zu dem werden, was ein Mensch ohne Gehirn wäre: Eine bloß leibliche Gestalt, ein Bündel von Instinkten, von blinden Impulsen, von verworrenen, zwecklosen Anstrengungen und Kämpfen.

Nachdem wir an den Gleichnissen uns diese drei konstitutiven Faktoren des religiösen und sittlichen Lebens jetzt vergegenwärtigt haben, können wir uns nicht verbergen, daß tatsächlich jeder einzelne unter diesen Faktoren dem andern abgeneigt ist und sich von ihm scheiden und unabhängig machen möchte. Es geht hier wieder so, wie sonst oft im Leben: Jedes tiefe Interesse sucht exklusiv zu werden. Das Himmelreich, als geschichtliche Institution erfaßt, möchte in den Vorstellungen der Menschen sich selber genügen. Herzensglaube, christliche Erkenntnis treten dann ganz zurück und beiseite. Der Herzensglaube wiederum versteift sich etwa auf jenes große „Eins ist not", legt es falsch aus, wendet

es falsch an und schließt sich ab gegen die Kirche und gegen christliche Erkenntnis. Diese endlich, die christliche Erkenntnis liebt das „trockene Licht", verfährt rational, ist allen Gefühlsbewegungen und glühender Hingabe abgeneigt, findet an allen geschichtlichen Institutionen viel auszusetzen. Wir haben darin vor uns, daß in der Tat jene drei Faktoren widereinander sind. Wird diesem zentrifugalen Triebe nachgegeben, so entstehen, wie die Geschichte der Kirche mit vielen Tatsachen belegt, die ärgsten, ungeheuerlichsten Mißbildungen. Es ist daher von der allergrößten Bedeutung, eine rechte Harmonie zwischen diesen drei Faktoren herzustellen und diese drei Strahlen aus einer Sonne abzuleiten und in ihr zusammenzufassen. Die Gleichnisse zeigen den Weg dazu aufs deutlichste. Das Himmelreich erscheint in ihnen zugleich als Institution und als persönlich angeeignetes Gut. Es ist zugleich sozialen und individuellen Wesens, zugleich Sache des Herzens und des Kopfes. Die Einigung liegt aber darin, daß Gott durch den Glauben im Herzen wohnt. Die Kirche als Institution wurzelt und wächst im Glauben ihrer Glieder. Die Erkenntnis der Wahrheit setzt den Herzensglauben voraus. Dabei ist der Herzensglaube einer vollen menschlichen Persönlichkeit und überhaupt das persönliche religiöse und sittliche Leben immer mehr als bloß individuell. Der Herzensglaube ist organisch dem Glauben der christlichen Kirche eingefügt, sowohl im Glaubensinhalt, wie in der Glaubenskraft. Ebenso ist der Herzensglaube seinem Wesen nach mit auf die Erkenntnis der Wahrheit gerichtet und angewiesen. Immer aber bleibt es der Mittelpunkt, daß Gott durch den Glauben im Herzen wohnt. Von den ersten Gleichnisreden des Herrn an bis zu den letzten macht sich diese Tatsache stets von neuem und immer nachdrücklicher geltend. Ist nun diese Harmonie zwischen den genannten drei Faktoren für den Herrn vorhanden und in ihm für uns vorhanden, so dürfen wir nicht meinen, daß wir nun auch das Vermögen besäßen, sie immer in unsern Gedanken und Argumen-

tationen nachweisen zu können. Wenn das natürliche Leben noch niemals von einem Menschen einheitlich und harmonisch hat in einem Begriff zusammengefaßt werden können, so dürfen wir nicht Anstoß daran nehmen, daß das Leben im Himmelreich sich noch viel weniger unsern Systemen einfügen läßt. Die Vielheit, die Gegensätzlichkeit der Gleichnisse untereinander bringen dies klar zur Anschauung und lehren an ihrem Teil: „Jetzt erkenne ich's stückweise", weissagen aber auch: „Dereinst werde ich erkennen, gleichwie ich erkannt bin" (1. Kor. 13, 12).

§ 8.

Die Gleichnisse des Herrn gegenüber der selbstgewissen natürlichen Forschung in göttlichen Dingen.

An einer besonderen Frage indessen, die in der Gegenwart sich stets von neuem aufdrängt, werden wir hier nicht vorübergehen können: Wie stellen sich die Gleichnisse des Herrn zu den Lebens-Faktoren, welche außerhalb des auf Offenbarung gegründeten religiösen und sittlichen Lebens liegen? Ohne Zweifel erkennen sie die Realität dieser Faktoren nicht nur rückhaltlos an, sondern legen auch auf ihre relative Berechtigung und Bedeutung großes Gewicht. Die physische und geschichtliche Welt außerhalb der Kategorien des Religiösen und Sittlichen, das Leben von Pflanzen und Tieren, die Arbeit der Hände und des Geistes, als solche, in der Menschenwelt bilden ja die Grundlagen, von denen die Gleichnisse ausgehen. Sie zeigen damit ohne weiteres, daß es im Interesse des Religiösen und Sittlichen gegeben ist, alle anderen Lebensrealitäten ernst zu nehmen und mit ihnen in angemessener Beziehung zu bleiben. Die Gleichnisse verkörpern darin eine großartige allgemeine Synthese zwischen der geschaffenen und geschichtlichen und der religiösen und sittlichen Welt. Sie kennen keine Ehescheidung aus dem Grunde, weil die Eheleute sich nicht miteinander vertragen können. Sie werfen keinen

Lebensfaktor hinaus, weil er sich zu einem anderen Lebensfaktor nicht schicken will. Sie tragen darin den Charakterzug eines erhabenen Universalismus an sich. — Um ein wichtiges Moment herauszuheben, so haben die Gleichnisse unabläßig mit natürlichen Wahrheiten und mit der auf diese Wahrheiten gerichteten natürlichen Erkenntnistätigkeit zu schaffen. Die Torheit und die Klugheit im natürlichen Leben und bei Durchführung natürlicher Aufgaben bilden, wie bereits früher bemerkt wurde, oft Angelpunkte, um die ihre Darstellung und ihr Lehren sich bewegen. Dagegen schließen sie die natürliche Erkenntnistätigkeit vom Himmelreich aus. Hier scheitert sie und leistet nichts. Sie ist hier eine blinde Blindenleiterin. Ihr Auge ist der göttlichen Wahrheit gegenüber ein Schalk und damit sie selber Finsternis geworden. Ihre innere Unreinheit, ihr Fernsein von Gott, ihr Gebundensein an die Welt, ihr natürliches Unvermögen und ihr böser Wille machen sie in ihrer Weise unfähig, das Himmelreich und die Dinge im Himmelreich zu erkennen. Die Gleichnisse bringen demnach in bedeutsamen Tatsachen dasselbe Zeugnis, das der Herr im direkten Worte oft ausgesprochen hat: Auch unsre natürliche Erkenntnistätigkeit ist vom Fleische (Joh. 8, 47; 18, 37) und kann Gott und sein Reich nicht schauen (Matth. 5, 8)! Wer dennoch mit natürlichen Mitteln das Himmelreich erforschen will, der wird in sich selber dem Gericht unterworfen, daß ihm das Himmelreich als Torheit erscheinen muß (1. Kor. 2, 14). Die Gegenwart bietet außergewöhnlich viele Belege dazu. Auf der einen Seite wird davon ausgegangen, daß es keinen lebendigen, persönlichen, ewigen, überweltlichen Gott und somit unter anderem auch keine übernatürliche Offenbarung gibt. Von dieser Voraussetzung aus wird dann im besonderen die Bibel einer Kritik unterzogen, als deren Resultat zweifellos vorliegt, daß sie tatsächlich diesen Forschern zur Torheit geworden ist, wie sie ihnen eben dazu werden mußte. Auf der andern Seite hält man an den Dingen fest, welche man für Hauptsachen im Christentum erklärt, nimmt indes

den Standpunkt ein, daß die Offenbarung der christlichen Religion, wie sie in der Bibel vorliegt, mit vielen anderen irdischen, irrigen, auch betrüglichen Elementen vermengt und daher unzuverlässig sei. Erst durch unsre Arbeit müsse festgestellt werden, was in der Bibel Gottes Wort ist und was nicht. Das Resultat dieser Forschungen ist je nach den verschiedenen Schattierungen des Standpunktes, von dem ausgegangen wurde, natürlich auch ein vielfach, ein unendlich verschiedenes. Jeder Forscher kommt eben zu seinem eigenen Resultat, das von niemandem sonst voll und ganz anerkannt wird. Aber gerade in diesem Widerspruch aller gegen alle liegt ein unwiderleglicher Beweis vor, daß die Bibel ihnen Torheit wurde. Wer dann einigermaßen einen Überblick besitzt über alle Vorwürfe und Anklagen, die seit etwa 150 Jahren von der natürlichen Forschung gegen die Bibel erhoben sind, und damit vergleicht, was von diesen Vorwürfen und Anklagen von der gegenwärtigen natürlichen Forschung noch aufrecht erhalten werden kann, muß seinerseits zu dem Resultat kommen, daß die natürliche Forschung diesem Objekte gegenüber sich selber ein einzigartiges Dementi gibt und ein für sie selber vernichtendes Armutszeugnis ausstellt. Sie muß sich nun darauf legen, jeden Tag neue Vorwürfe und Anklagen gegen die Bibel aufzustellen, die großen Rumor machen und großes Ärgernis erregen, bis auch sie wiederum den Weg alles Fleisches gehen, der ihnen durch Ursprung, Wesen und Verfahren vorgezeichnet ist. — Die selbstgewisse natürliche Forschung erkennt entweder keinen Herrn an, oder sie will zween Herren dienen. Beides ist Menschen unmöglich. Die natürliche Forschung will die Bibel dem natürlichen Menschen entweder vergällen oder versüßen, entweder unannehmbar oder annehmbar machen, entweder nehmen oder geben. Beides ist wiederum unmöglich. Gott wahret seinem Worte einen Zugang zu jedem Menschen, wie er ist! Gott wehret jedem Menschen, wie er ist, den Zugang zu seinem Worte! — Damit wird der natürlichen Forschung nichts von der ihr gebührenden

Ehre abgesprochen. Sie hat in sachgemäßem Vollzuge ihren Anteil an der Herrlichkeit Gottes in allen natürlichen Dingen, wie die natürliche Wahrheit, der sie dient, ihren Anteil daran hat. Der natürlichen Wahrheit und der natürlichen Forschung wohnt für dies Leben ein unschätzbarer Wert inne. Aber nun entbrannte und entbrennt die Frage: „Was muß ich tun, daß ich selig werde?" Von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt für jeden Menschen die Seligkeit ab. Die natürliche Wahrheit, Forschung und Wissenschaft haben keine Antwort auf diese Frage oder geben eine Antwort darauf, die im natürlichen Gewissen des Menschen, der sie befolgt, sich selber richtet. Gott hat sich die eine rechte Antwort vorbehalten und sie in seinem Evangelium offenbart. Wenn die Gleichnisse des Herrn dies Evangelium als etwas veranschaulichen, das in sich selber feststeht, aller natürlichen Beurteilung entnommen ist, unerschütterlich, unwandelbar in der Geschichte und in den Herzen der Menschen sich bezeugt, um ihnen die Seligkeit von Gott und in Gott zu geben, so tragen sie darin ein erhabenes, ein göttliches Siegel. Gegen alle Feinde und gegen alle geteilte Gesinnung, die sich nur zu oft in uns findet, deckt der Herr, der gestern und heute und derselbe ist in Ewigkeit, seine Gleichnisse mit seinem Schilde.

Fehlt dies Siegel und dieser Schild, so können Gleichnisse und Bildworte auch noch immer eine einzigartig große, selbständige Wirkung auf unser Gemüt ausüben; aber ob es eine Wirkung zum Heil oder zum Unheil ist, hängt von der Gesinnung, Autorität und Tendenz dessen ab, der das Gleichnis gibt; und wir sind verpflichtet, uns in Reflexion darüber klar zu werden und Rechenschaft abzulegen. Als schlagendster Beleg wird, wenn religiöse und sittliche Fragen zur Erledigung stehen, immer Lessings „Nathan, der Weise" anzuführen sein. Jemand kann überzeugt sein, daß der Dichter in diesem Drama einer unhaltbaren Tendenz dienen will, daß er auch, um seinen besonderen Zweck zu erreichen, in hohem Maße parteiisch und ungerecht vor-

geht; und trotz dem allen übt das Gleichnis von den drei Ringen augenblicklich einen überwältigenden Einfluß auf ihn aus. Es ist, als würde darin eine bisher verborgene Mine, von der niemand etwas ahnte, nun plötzlich zur Explosion gebracht. Momentan widersteht dem nichts. Offenbar macht sich darin eine Disposition unsres Seelenlebens geltend, in welcher hervortritt, daß unter Umständen die Erzählung, die Vergegenwärtigung einer Tatsache, auch einer falsch erdichteten Tatsache, ohne von unserm Urteil zurückgehalten zu werden, direkt unsre Person unter sich beugt. Je nach dem Wesen und der Tendenz dieser Erzählung kann diese unwillkürliche Beugung zum größten Heil oder größten Unheil ausschlagen, unsre verderblichste Schwachheit oder höchste Kraft werden. Nicht, daß es dabei an Verantwortlichkeit für uns fehle! Können wir diese Verantwortlichkeit auch nicht immer nachweisen, so trifft z. B. auch hier das Sprichwort zu: „Wer sich in Gefahr begibt, der kommt darin um!“ Wer im vorliegenden Falle den Dichter als berufen, als Autorität ansieht, ihm im Theater die rechte Religion und Sittlichkeit zu veranschaulichen, wird die Folgen dieses Mißgriffs tragen müssen. Immerhin liegen auf diesem Gebiete auch Tiefen im menschlichen Seelenleben vor, die von keiner menschlichen Erforschung ergründet werden können, die aber zugleich eindringlich warnen, daß wir niemanden sonst, als den Herrn, der uns mit seinem Blute erkauft hat, im Geiste unsern Herrn nennen und nur seinem Evangelium, nichts anderem, persönlich untertan werden. In einzigartiger Weise prägen die Gleichnisse des Herrn auch dies ab: „Einer ist unser Meister“ (Matth. 23, 1—12)!

Schluß.

Gericht und Gnade, Gnade und Gericht in den Gleichnissen des Herrn.

Gnade und Gericht! In der Gnade Gericht! Im Gericht Gnade! — Darin veranschaulichen die Gleichnisse des Herrn das Wesen und Wirken seines Reiches auf Erden. Sie nehmen in ihren Dienst tatsächliche Zustände und Vorgänge aus der geschaffenen und geschichtlichen Welt, ohne Rücksicht, ob sie in Wirklichkeit stattfanden oder nur als wirklich gedacht sind; und, selbst wenn diese Zustände und Vorgänge paradoxen Charakter an sich tragen oder über die Grenzen dieser Welt hinausreichen, bezeugen sie dem menschlichen Gemüte in göttlicher Autorität, daß die entsprechenden geistlichen Zustände und Vorgänge ein entsprechendes Wesen, entsprechende Entwicklungen und Ausgänge haben. — Auch die eigentümlichen Bedürfnisse im religiösen und sittlichen Leben der Gegenwart empfangen, wie wir vom Standpunkte des Lebens im Volk und des Lebens in der Kirche in Grundzügen nachzuweisen suchten, aus den Gleichnissen des Herrn die richtige Beleuchtung, und uns werden hier die notwendigen Fingerzeige gegeben, wie diese Bedürfnisse nach des Herrn Willen und Gaben zu befriedigen sind.

In ihrer natürlichen Erscheinung nehmen die Gleichnisse des Herrn teil an einer bestimmten Literaturgattung im natürlichen menschlichen Produzieren. Doch behaupten sie auch hier einen durchaus eigentümlichen Rang. Sie finden nirgends ihresgleichen. —

In ihrem Wesen dürfen wir indes die Gleichnisse des Herrn nicht ansehen etwa als bloß menschlich bestimmte Erzeugnisse einer hohen Begabung zum Lehren, die nach menschlich willkürlichem Ermessen, einer ästhetischen Geistesrichtung folgend, im Dienst einer scharfen Dialektik, zum Bildworte greift. Seine Gleichnisse sind vielmehr wesentlich und unauflöslich mit seinem gottmenschlichen Heilandsberufe verwachsen!

Wird dies verkannt, so kann die richtende Wirkung der Gleichnisse des Herrn nicht mehr verstanden werden. Man fühlt sich nun genötigt, alles, was sich auf diese richtende Wirkung bezieht, als spätere Eintragung aus dem Texte zu verweisen. Aber gerade der Prophet Jesaias, dem Gottes (Kap. 6, 9—10) Gebot ein Lehren zum Gericht der Verstockung auferlegt, das der Herr für sein eigenes Lehren wieder anwendet, — Jesaias hat erfahren, daß, wenn er seinen Zeit- und Volksgenossen das Wort Gottes in klaren, deutlichen Ausdrücken zur Buße, zum Glauben, zum Frieden bezeugt, so verspotten sie ihn (Matth. 13, 14). [1]) Sie sagen von seiner Lehre, Jes. 28, 9—12, unter anderem: „Gebiete hin, gebiete her; gebiete hin, gebiete her; harre hier, harre da; harre hier, harre da; hier ein wenig, da ein wenig." Die Darstellung malt in Worten ab, wie es in einer Kinderschule zugeht oder wie etwa Betrunkene mit schwerer Zunge lallend wiederholen, was sie schon einmal sagten. Jene Hörer des Propheten werfen ihm höhnisch vor: „Du kannst doch nichts, als befehlen und immer wieder befehlen, nichts, als gute Lehren geben und immer wieder gute Lehren geben. Dazu bringst du alles stückweise, hier ein bißchen und da ein bißchen! Du behandelst uns wie kleine Kinder, denen man, was sie lernen sollen, in kleinen Dosen durch eintönige Wiederholungen beibringt!" Solche Vorwürfe, schon im Wortausdruck einer niedrigen, unwürdigen Sphäre entnommen, sind ein charakteristisches Kennzeichen für einen gleich-

[1]) Trench a. a. O. p. 11—30; Magee, The Gospel and the Age. London, 1891, p. 137—152.

gültigen, harten, betäubten Herzensstand. Schlimmer kann es nicht werden, tiefer kann ein Israelit nicht sinken. Und solchem Herzensstande gegenüber wird die Sendung des Propheten, der zum Heil gesandt war, zu einer Sendung zum Gericht, zur Verstockung. Nun redet der Prophet mit spöttischen Lippen und mit einer andern Zunge zu diesem Volke, welchem vorher gepredigt wurde von der Ruhe in Gott und vom Frieden; und „sie wollen doch solcher Predigt nicht" (Jes. 28, 11—12). Der Prophet führt darin einen Befehl Gottes aus, dessen Begründung und Berechtigung seiner Beurteilung nicht unterliegen, der in sich selber feststeht. Ein zeitweilig hervortretender Widerspruch ist damit in seiner Seele aktuell geworden. Aber auch hierin braucht er nicht ein bloßes mechanisches Werkzeug des Willens Gottes zu werden. Die tieferen Quellen der menschlichen Ironie mögen uns dies verdeutlichen. Die Liebe, welche positiv ihren guten Zweck nicht erreichen konnte, die blutende Liebe versenkt sich nun ironisch in ihr Gegenteil. Sie wandelt ihre Stimme, kündet auch als ihren Zweck das Gegenteil von dem an, was sie bisher vertrat, ob sie nicht etwa durch dies furchtbare Gegenteil die unzugänglichen, verhärteten Gemüter erschüttern und zur Bekehrung erwecken könne. — Was darin im Beruf des Propheten Jesaias vorlag und in seiner Seele vorgegangen sein kann, begegnet uns im allerstärksten Maße und in höchster Wahrscheinlichkeit von neuem im Leben des Herrn. Von großer Bedeutung muß uns dafür sein, daß der Herr, wenn er solche Erfahrungen macht, wie der Prophet, das Geschlecht, unter dem er auf Erden lebt, eben mit den Kindern vergleicht, die am Markte sitzen und den anderen zuschreien:[1]) „Wir haben euch gepfiffen, und ihr wolltet nicht tanzen; wir haben euch geklagt, und ihr wolltet nicht weinen." Er wählt also zur Charakterisierung dieser Dinge und Vorgänge wiederum ein Bild aus der niederen Sphäre einer willkürlichen und dabei ebenso leicht-

---

[1]) Matth. 11, 16: *Προσφωνοῦντα* . . . —

fertigen wie herzensharten kindischen Verdrossenheit und eines kindischen Ungehorsams. Es gibt ein verzweifelt böses Weltwesen, das in kindischer, spöttischer Verachtung das angebotene Heil von sich stößt. Der Herr weicht aber auch vor diesem Feinde nicht zurück und verstummt nicht vor ihm. Nun empfangen seine Worte, seine Gleichnisse auch eine Tendenz zum Gericht. Wenn von ihm gilt, er hatte auf Erden nicht, da er sein Haupt hinlege, so offenbart diese Tendenz seiner Gleichnisse auch: Er hatte auf Erden nicht, da er sein Herz hinlege! Seine Gleichnisse gehören darin mit zu dem Kelche, den er trinken muß. — Die Propheten und der Herr stehen indes nicht allein in diesen Erfahrungen und den Folgen, die sich daraus ergeben. In der Menschennatur findet sich immer wieder ein todeskalter Zug der Verachtung gegen das Heil Gottes, gegen alles, was in dem klaren Zeugnis über Buße, Glauben, Heiligung ihr nahe gebracht wird. Man fühlt das alles als einen wesenlosen Schall. Es sind „verdeckte Worte" (Ezech. 20, 49), ein leeres, eintöniges, anödendes Wiederholen, ein Gerede, ein Mauscheln,[1]) von dem man sich mit verächtlichem Lächeln abwendet, das man überhaupt nicht mehr berücksichtigt. Dagegen Weltworte und Sündenworte finden hier freien Zugang, volles Verständnis, freudige Zustimmung und Aneignung. Wer nun unter die Wogen geistiger Gottentfremdung und sinnlicher Lust hinabsinkt, für den müssen, je tiefer er sinkt, alle göttlichen Stimmen mehr und mehr zu einem fernen, wesenlosen Schall werden. Gott gibt ihm, dem Menschen, das Herz eines Tieres, wenn nicht teuflische Gesinnung in ihm Macht gewinnt. Gibt es etwas andres, was noch helfen kann, als das realisierte Wort des Gerichts, die Erfahrung, Gott ist es, der verstockt, richtet und verdammt? Der Dichter[2]) hat den Ausdruck dafür gefunden:

---

[1]) Bezeichnenderweise ist Mauscheln von משל abzuleiten, dem hebr. Grundworte für Gleichnis.

[2]) Dante, Göttl. Komödie, deutsch v. Philalethes, 1. Teil, 4. Gesang, V. 1. 2.

Mir brach den tiefen Schlummer in dem Haupte
Ein schwerer Donner.

Und nicht nur sind diese Seelenzustände zu beachten, wenn sie zu voller, entsetzlicher Ausgestaltung gekommen sind. Wissen wir nichts davon zu sagen, daß wir selber stumpf wurden gegen Gottes klares Wort, das uns einst Geist und Leben war? Wer nüchtern und wachsam und betend sein Leben zu führen sucht, kann die Wirklichkeit dieser Seelenzustände nicht leugnen und sich dem Gericht nicht entziehen, das auf ihnen ruht. Wenn Gottes klares Wort einem Menschen zur Fabel und zum Liedlein geworden ist, so hüllt Gott richtend sein Wort in Fabel und Liedlein. Das geschichtliche Leben zeigt dies immer wieder auf dem Gebiete und nach der Weise natürlicher Erfahrung. In der Heiligen Schrift, in der Offenbarung Gottes geschieht es nach dem Maß am Heiligtum, das wir nicht nachmessen können, das uns aber um deswillen doch kein Anstoß werden darf, sondern uns zugänglich, erkennbar bleiben muß. — Die Gerichts- und Verstockungswirkung der Gleichnisse des Herrn steht nicht in Widerspruch gegen ihre Gnadenwirkung. Sie streitet nicht wider Gottes heilige Liebe, sondern macht sie nur um so gewaltiger, in göttlicher Erhabenheit geltend. Wir haben in der Gegenwart uns dieser Gerichtswirkung der Gleichnisse, ohne solchen Rat Gottes ergründen zu wollen, aber auch ohne ihn abzuschwächen, in Ehrfurcht zu beugen und haben uns dazu zu bekennen. Oft regen sich versuchliche Gedanken, als ob wir mit mehr Freudigkeit und Erfolg dem Evangelium dienen könnten, wenn wir diese Geheimnisse Gottes ignorierten, anstatt sie zu statuieren. In Wirklichkeit aber besitzt die einfache und ernste Statuierung dieser göttlichen Geheimnisse, wenn sie im Gehorsam gegen sein Wort geschieht, einen unvergleichlich höheren Wert, auch größere Kraft für entscheidende Seelenbewegungen und Ewigkeitswirkungen, als die klarste, durchsichtigste und in ihrer Weise beste, dabei beschränkte Darstellung des Glaubens und der Sitten in Gedanken, die nur menschlicher

Einsicht entstammen. — Wie unerläßlich die rückhaltlose und freudige Anerkennung des Geheimnisvollen im Leben der Kinder Gottes ist, mag uns ganz besonders daran gegenwärtig werden, daß in den Gleichnissen und Bildworten des Herrn die beständige, eifrige, andringende Übung des Betens so eigentümlich hervortritt (z. B. Matth. 7, 7—11; Luk. 11, 5—8; Matth. 18, 21—35; Luk. 18, 1—8; 9—14). Nicht, daß der Herr die Art und Weise unsres Betens, den Geist, die Gesinnung, in denen das Beten zu vollziehen ist, den Zweck, den es zu erreichen hat, als unwichtiger zurückstellte! Er betont dies alles ebenfalls auf's nachdrücklichste (z. B. Matth. 6, 5—13; Joh. 16, 23—27). Aber wie wir erst leben müssen, um recht leben zu können, so müssen wir erst beten, um recht beten zu können. Und so fällt auf die Tatsache, daß wir beten, das erste und schwerste Gewicht. Um die Übung des Gebetes uns, als solche, in ihrer unerläßlichen Notwendigkeit und in ihrem zugesicherten Segen greifbar nahe zu bringen, nimmt der Herr auch das in seinen heiligen Dienst, was uns, wie im Gleichnis vom ungerechten Richter, auf den ersten Blick völlig ungeeignet dazu zu sein und unlösbare Schwierigkeiten zu bringen scheint. In der Übung des Betens liegen eben überhaupt Geheimnisse vor, die wir nicht ergründen können. Im Beten Jesu haben wir dies sofort vor uns. Sein Leben ist ein Leben im Gebet. Aber warum bedarf es dessen für ihn? Er erfüllet alle Dinge und doch betet er, um sich aus der Fülle eines anderen zu erfüllen! Das Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes und der Folgen, die sich aus seiner Menschwerdung ergeben, bezeugt sich hierin, wie in der Tatsache, daß er versucht werden, leiden und sterben konnte und des Dienstes und der Stärkung durch Engel bedurfte. Ohne weiter in das Allerheiligste des einsamen Gebetes Jesu eindringen zu wollen, haben wir doch zu erkennen, daß sein Beten nicht nur Anbetung des Vaters, sondern ebenfalls Bittgebet ist. Er ist ohne Sünde; aber er ist wahrhaftiger Mensch. Und die Erfahrung menschlicher Schwachheit

ohne Sünde liegt seinem Bittgebet zugrunde. „Er hat in den Tagen seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Tränen geopfert zu dem, der ihm konnte von dem Tode aushelfen; und ist auch erhöret, darum, daß er Gott in Ehren hatte" (Hebr. 5, 7; Matth. 26, 37—46). Sein Vorbild wird hierin für uns, die wir nicht nur schwache, sondern sündige Menschen sind, von um so größerem Gewichte. Der Herr sieht in uns, daß, während die Erfahrung menschlicher Schwachheit ihn zum Beten trieb, wir durch die Erfahrung menschlicher Schwachheit, weil wir Sünder sind, vom Beten zurückgehalten werden. So fühlen wir unter anderem die Schwachheit, daß wir nicht anhalten können im Beten. Er bleibt nächtelang im Wachen und Beten. Wir können wachen, wenn wir eine notwendige Arbeit zu erledigen haben oder ein Liebesdienst, etwa in Krankenpflege, uns obliegt, oder wenn wir auf Reisen oder in einer zu irgend welchem Vergnügen und Genuß vereinigten menschlichen Gesellschaft, vielleicht sehr oberflächlicher, wenn nicht sündiger Art, uns befinden. Dagegen sind wir zu schwach, um zum Beten zu wachen! Außerdem haben wir zu viel Notarbeit, die uns keine Zeit und Kraft zum anhaltenden Beten läßt. Handelt es sich dabei um Geistesarbeit, so macht diese, zur Gewohnheit geworden, die Gedankentätigkeit im stärksten, im überstarken Maße rege und die Ruhe und Sammlung, wie sie für das Beten notwendig sind, für uns unmöglich. Wenn noch Eins hier genannt werden kann, so weiß der Vater im Himmel ja alles, was wir bedürfen, ehe wir es ihm sagen; und wir sind doch viel zu schwach, um es ihm recht zu sagen! Dazu liegen uns, wenn wir beten, gerade Bitten um irdische Güter sehr oft am nächsten und, wenn wir doch um geistliche Güter am meisten beten sollen, so entspricht dies nicht unsrer Herzensstellung, und unser Gebet wird tatsächlich unwahr. Unsre sündige Schwachheit, die uns zum Beten, zum Anhalten im Beten unfähig, untüchtig, unwillig macht, ist groß und für Menschenmacht unüberwindlich. Weil der Herr dies in uns sieht,

bringt er seine Gottesmacht hierbei zur Geltung. Ist sein Leben etwa ein arbeitsloses gewesen, so daß er, von Arbeit frei, Muße genug hatte zum Beten? Haben wir in Wahrheit einen himmlischen Vater, wenn wir für alle anderen Dinge wachen und sie suchen, aber nicht wachsam sein und Gott suchen können? Hat der Herr etwa Leib und Seele bei uns voneinander getrennt, daß unser Beten um irdische Güter nicht zugleich ein Beten um himmlische, unser Beten um himmlische nicht zugleich ein Beten um irdische Güter werden könnte? Hat er uns etwa darauf gewiesen, daß wir, ehe wir beten, uns die Frage lösen müssen, wie Gottes ewig feststehender Rat mit der Erfüllung unsrer Bitten in Einklang zu bringen sei, oder darauf, daß wir, ehe wir beten, alles aus unsrer Seele entfernen müssen, was dem Vater im Himmel nicht gefällt? Sehen wir die Gleichnisse des Herrn über das Beten, wie es uns zukommt, an, so leuchtet uns daraus an, daß er vor allem andern uns auf den Weg des Betens verweist, daß wir in Mut und Zuversicht, in Freudigkeit und Hoffnung immer wieder zum Vater kommen, um aus seiner Fülle zu schöpfen alles, was wir bedürfen. Hat er durch sein Wort und Vorbild dahin geführt, daß wir den Vater anrufen, anhaltend anrufen, so wird er auch auf unser Beten so durch seinen Geist einwirken, daß es ein gottwohlgefälliges Beten werde.

In der Gnade Gericht und im Gericht Gnade! Darin dürfen wir die einfachsten und die tiefsten und unergründlich geheimnisvollen Gaben der Gleichnisse des Herrn zusammenzufassen suchen. Die Wirklichkeit der irdischen Dinge kommt in Beziehung auf das Leben im Himmelreich in den Gleichnissen so zur Darstellung, daß jeder dies erfassen und zur vollen Geltung kommen lassen kann. Das ganze Leben des Christen im Glauben, Hoffen, Lieben, im Beten, in der Arbeit, im Kreuztragen, in Anfechtungen, im Verwalten irdischen Gutes, im Kampfe wider das Fleisch, die Welt und den Teufel, im schließlichen Überwinden steht in den Gleichnissen des Herrn zu allen Zeiten der Kirche

und uns in der Gegenwart klar und einleuchtend vor Augen und vor der Seele. Doch in dieser Klarheit auch die Tiefe! Und nie dürfen wir aus dem Sinne lassen, daß die Wahrheit und der Wert der geistlichen Gaben aus den Gleichnissen des Herrn nicht nach der Gemächlichkeit zu schätzen sind, mit der wir sie uns vorstellen können. „Das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten, und seinen Bund läßt er sie wissen" (Psalm 25, 14)!

Die Welt muß — so will's der Herr — ihr Zeugnis für das Himmelreich ablegen. In den Gleichnissen erneuert sich dies Zeugnis der Welt jeden Tag, solange sie steht. Dabei ist dies Bestehen der Welt auf den Willen, die Gaben, die Ordnungen Gottes, überhaupt auf Fundamente gegründet, die ganz und gar außerhalb des Bereichs menschlicher Einwirkungen liegen. Obwohl dem so ist und auch das höchste menschliche Erkennen die Welt nur zum geringen Teile durchschaut, sind wir für unser natürliches Leben darauf angewiesen, dem Willen Gottes, wie er in der Welt vorliegt, in Gehorsam untertan zu werden und ihre Gaben zu gebrauchen, ihren Ordnungen zu folgen. Gehorche, und du wirst überzeugt und in dieser Überzeugung frei und stark! Darin liegt das Grundgesetz für unser natürliches Leben, auch für alle erfolgreiche Entwickelung in demselben, wie die Tatsachen bezeichnen, die wir etwa in „Erblichkeit" und in „Persönlichkeit" zusammenfassen. Abgesehen aber von unsern Beziehungen zur Welt besteht und geht sie, wie von selber. — Wird sie vom Herrn zum Zeugen für sein Reich genommen, so eröffnet dies weite Ausblicke. Das Himmelreich ist noch in einem höheren Sinne, im Ewigkeitsmaße, in der Liebe, der Versöhnung, im Willen, in den Gaben und Ordnungen Gottes, unsres Heilandes, und in dem allen in Fundamenten begründet, die ganz und gar außerhalb des Bereichs menschlicher Einwirkungen liegen und ebenso von der höchsten christlichen Erkenntnis nur wie durch

einen Spiegel in einem dunklen Worte geschaut, nur stückweise erkannt werden. Wer vermag das Geheimnis der Wiedergeburt zu ergründen oder die Entstehung des persönlichen Glaubens zu beschreiben, daß nichts Geheimnisvolles zurückbleibe? Wer kann erklären, daß in Gemütern, die keine Religion haben und keine Sittlichkeit kennen, auf Grund irdischer Bedürfnisse die tiefsten und nachhaltigsten Bewegungen eben durch religiöse und sittliche Probleme entstehen? Oder wenn religiöse und sittliche Empfindungen im Menschenherzen am festesten eingewurzelt sind, am schwersten ausgerottet und oft am spätesten konsultiert werden, wer kann den spätesten Erfolg noch als einen vollen Erfolg verstehen und begründen? Wer ist in der Lage, die Bewegungen zu durchschauen, daß, wenn das edle Samenkorn ins Herz fiel, die Erde von ihr selbst bringet zum ersten das Gras, darnach die Ähren, darnach den vollen Weizen in den Ähren (Mark. 4, 28)? Zahllose derartige Fragen drängen sich auf, die wir nicht genügend beantworten können. Nicht unsre intellektuelle Tätigkeit legt den Grund zu unserm christlichen Leben, sondern Gott legt ihn in seinem Himmelreich und in den Gaben seines Himmelreichs, die er uns darbietet, in die wir ohne unser Zutun eingepflanzt sind. Unser ganzes Christsein und Christwerden hängt zuerst davon ab, daß wir, was uns im Himmelreich gegeben ist, annehmen und zu dem Zwecke gebrauchen, wozu es gegeben wurde. Auch alle freie Entwickelung und alles freudige Fortschreiten geht hierauf zurück und ist im letzten Grunde nur ein Wachsen. Gehorche und du wirst überzeugt und in dieser Überzeugung frei, stark und treu! Wer dem Willen Gottes im Himmelreich untertan sein will, der wird inne werden, ob Jesu Lehre von Gott sei oder ob er von ihm selber rede (Joh. 7, 17). Wie unser natürliches Leben in die Welt der Schöpfung und Geschichte eingewurzelt ist mit allen Folgen, die sich daraus ergeben, so ist unser christliches Leben in entsprechender Weise eingewurzelt in das Reich der Erlösung und Heiligung. Und

wie diese Welt außer uns besteht und geht, wie von selber, so besteht und geht das Himmelreich außer uns, wie von selber.

Indem die Gleichnisse des Herrn in seiner allmächtigen, heiligen Liebe die natürliche und geschichtliche Welt zum Zeugen für sein Reich berufen und setzen, richten sie zuerst und in ihrem ganzen Verlauf und zuletzt unser Herz und Auge immer auf ihn und allein auf ihn, den Herrn, unsern Herrn. In ihrem unerschöpflichen Reichtum, ihrer unübersehbaren Vielseitigkeit und Anwendbarkeit verwirren sie uns daher nicht, sondern dienen dazu, daß wir zu unserm Herrn gesammelt und in allen Dingen auf ihn konzentriert werden. Ihre Dunkelheit, ihr Geheimnis und Gericht stößt uns nicht zurück, tötet uns nicht, sondern demütigt uns und gibt uns Buße zum Leben. Ihre Offenbarung, Klarheit, Gnade wecken nicht fleischliche Sicherheit und Mutwillen, sondern trösten die Traurigen, stärken die Schwachen, machen die Gebundenen los, die Gefangenen frei und führen in allen Dingen das Werk Gottes in den Seelen hinaus zum ewigen Siege. — Für diesen höchsten und ewigen Zweck nimmt der Herr alles Zeitliche in seinen Dienst, was nach seiner Weisheit dazu dienen kann und was er nach seinem heiligen Rat und allmächtigen Willen zu diesem Dienste aussondert. Wir sind geneigt, bei Aneignung von geistigen Gütern nur das direkte Verfahren durch vernünftige Erkenntnis im logischen Vorgehen gelten zu lassen. Dagegen erscheint es uns bedenklich und gefährlich, wenn man bei dieser Aneignung die Phantasie, die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen wollte. An sich genommen halten wir die Phantasie[1]) für ein geringeres, ein minderwertiges Organ, als die Logik, wenn es sich um das Organ handelt, wodurch Wahrheit mitgeteilt oder angeeignet werden soll. Außerdem ist eben am Tage, wie schwer Menschen irregeleitet werden können und tatsächlich irregeleitet werden, wenn

---

[1]) Vgl. Blaikie a. a. O. p. 174—175.

sie ihrer Einbildungskraft, beziehungsweise dem Verfahren nach Analogie einen großen Wert beilegen. Niemand wird in Abrede nehmen mögen, daß, wenn es sich um bloß menschlich-natürliche Darbietung und Aneignung natürlicher Wahrheiten handelt, die Abneigung gegen ein Verfahren durch Phantasie, das Bevorzugen eines logischen Verfahrens wohl begründet sind. Aber der Herr teilt diese Abneigung nicht. In seinem gottmenschlichen Selbstbewußtsein steht fest, daß er niemals eine unrichtige oder irreleitende Analogie bringt. Er ist die Wahrheit und alles, was von ihm ausgeht, ist Wahrheit zur Gottseligkeit. Ihm steht der für ihn unbeschränkte Gebrauch aller Mittel zu, durch die er die Einbildungskraft der Menschen in Anspruch nehmen und sich direkt an ihre Intuition wenden will. Sodann hat er sein Werk unter den Menschen, als solchen, und nicht etwa nur unter Menschen, die einem logischen Beweisverfahren zugänglich sind. Das Volk, die Völker, die Menschheit, denen er das Evangelium bringt, nehmen durchweg alle Wahrheit nach der Übung im alltäglichen Leben und somit mehr durch Intuition, als durch Reflexion auf. Hier ist das Bildwort eine der verbreitetsten, deutlichsten, wirksamsten Abspiegelungen der Wahrheit. Ja auch wenn alle Menschen für ein logisches Beweisverfahren völlig zugänglich und auf's lebhafteste dafür interessiert [1]) wären, würde der Herr auf sein Lehren durch Gleichnis und Bildwort nicht verzichtet haben. Das Himmelreich ist etwas, das durch den isolierten Intellekt nicht erreicht und nicht angeeignet werden kann. Es ist „den Weisen und Klugen" verborgen nach Gottes Rat und Willen (Matth. 11, 25). [2]) Der Weiseste und Klügste aber, der unter Gott und seiner Offenbarung bleibt, wird täglich inne, daß vor und neben, über und unter und nach seiner intellektuellen Er-

---

[1]) Unter Umständen macht ein logisches Verfahren auf den Durchschnittsleser den Eindruck, als müsse er durch Sand waten, was er, wie Tholuck einmal zu Butlers „Analogy etc." bemerkt, meistens nicht lange aushält.

[2]) Vgl. Theod. Zahn, Das Evang. des Matth., 2. Aufl. p. 435—438.

kenntnis und Forschung in der göttlichen, seligmachenden Gabe etwas, und etwas Großes vorhanden ist, das durch keine bloß intellektuelle Anstrengung ihm zu eigen wird im vollen Sinne des Wortes. Er muß andere Seiten und Begabungen in seinem persönlichen Leben zu Hülfe nehmen und zu dem ihnen von Gott eingepflanzten Rechte kommen lassen. An diese Seiten, im besonderen an die unmittelbar sich vollziehende und unmittelbar wirkende Anschauung wendet sich die göttliche Autorität des Herrn in seinen Gleichnissen und Bildworten, um die Menschen nicht nur zu intellektuellem Wissen, sondern zu dem persönlichen Erkennen zu führen, in welchem sie Teilhaber am ewigen Leben werden.

Es war eine große Stunde in der Geschichte des ewigen Reiches Gottes auf Erden, als der Herr seinen Mund auftat und lehrte in Gleichnissen. Es waren große Stunden, in denen seine Kirche zu allen Zeiten das aktuelle Moment, den Anschauungsunterricht im Himmelreich aus seinen Gleichnissen zu Herzen nahm. Es sind große Stunden und werden große Stunden sein, wenn die Gegenwart und Zukunft in allen ihren unübersehbar zahlreichen und brennenden religiösen und sittlichen Bedürfnissen tatsächlich, lebensvoll, wirkungskräftig das Licht, die Kraft, den Trost des Herrn in seinen Gleichnissen empfängt.

Was seine Gleichnisse sind und geben, findet Ja und Amen in seinem Worte (Offenb. 3, 20): „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Tür auftun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir."

Prof. D. Fr. Hashagen:

Kirche — Kultur — Staat. Beiträge zur Würdigung der Notlage der evangelisch-lutherischen Kirche im modernen deutschen Leben. 2,40 M., geb. 3 M.

Dem geistvollen Verfasser dieses inhaltreichen Büchleins hat die Beobachtung der inneren und äußeren Notlage, in welcher sich die lutherische Kirche gegenwärtig befindet, die Feder in die Hand gedrückt. Das Resultat ist für ihn, daß die Kirche nicht die Schuldige, wohl aber die Mitschuldige ist. Aber er läßt es nicht dabei bewenden, sondern zeigt auch die Wege zur Hebung und Heilung. Brennende Liebe zu der Kirche des reinen Evangeliums, außerordentliche Belesenheit, Klarheit und Tiefe der Darstellung machen die Schrift zu einem Genuß. Wir wünschen ihr viele aufmerksame Leser. **Christlicher Bücherschatz.**

Die kirchliche Armenpflege beleuchtet in einem Streifzug durch das Gebiet der Fürsorge für die Bedürftigen. 2 M., geb. 2,50 M.

Der Verfasser möchte mit dieser Schrift die Kirche in ihren einzelnen Gemeinden auf die Armenpflege hinweisen; er ist in seinen Ausführungen durchaus nüchtern, schreibt aber anziehend und anregend. Man merkt auf Schritt und Tritt, daß er die ganze einschlagende Literatur beherrscht, und bie aller Klarheit und Nüchternheit fühlt man doch hindurch, daß er ein brennenes Herz für die Armen hat.

Seelsorgerliche Kreuzfahrten im Kampf wider kräftige Irrtümer. 1. Band. Der Knecht Christi. 5 M., geb. 6 M. — 2. Band. Die Gemeinde des Herrn nach den sieben apokalyptischen Sendschreiben. 6,50 M., geb. 7,50 M.

Ein eigenartiges und interessantes Buch Ausgehend von Phil. 4, 8. 9 und diese Stellen Wort für Wort auslegend, will es eine tiefgehende Seelsorge am Zeit- und Kirchengeist treiben, indem es biblische Gedankennahrung in Fülle verabreicht. Dabei setzt sich der Verfasser polemisch mit falschen Richtungen in Dogmatik und Ethik auseinander, indem er das echte Luthertum als Maßstab an die Erscheinungen der Gegenwart anlegt. Besonders Pastoren kann das Buch von Segen sein; es ist aber so geschrieben, daß es auch gebildeten Laien zugänglich ist. **Deutsche ev. Kirchenztg.**

Eine tiefgreifende und doch dabei klare und durchsichtige Arbeit. Das Buch verdient ganz besonders studiert zu werden, nicht bloß von angehenden Theologen, sondern auch von Seelsorgern in langjährigem Dienste. **Ref. Kirchenztg.**

Longinos, über das Erhabene. Eingeleitet und übersetzt von D. Fr. Hashagen. 1,20 M.

Longin hat bei uns bisher die Wertschätzung in weiten Kreisen nicht gefunden, die ihm gebührt. Wie hoch er nach dem Gehalt und der Tragweite seiner Gedanken und Grundsätze zu schätzen ist, darüber lassen die berühmtesten Namen unter unsern klassischen Philologen uns nicht im ungewissen.

Gleichnisse Jesu.

Ausgelegt und beleuchtet von P. Carl Koch.

Genehmigte Übersetzung aus dem Dänischen von L. F.

3,20 M., geb. 4 M.

Dieses Buch ist keine gelehrte theologische Auslegung, auch keine Predigtsammlung über die Gleichnisse. Aber es will Auskunft geben über die Art und Gegenstände der Gleichnisse Jesu; über ihre ursprüngliche Bedeutung, ihren Inhalt und ihre Grundgedanken. Es ist ein Buch, das in die Tiefen geht. Für Gebildete wie Laien gleich brauchbar.

Die Gleichnisse Lukas 15 und das Kreuz. Von Lic. E. Cremer. (Beiträge VIII, 4.) 1,80 M.

Das Gleichnis von der sprießenden Saat. Von Metropolitan Gottfried Ritter. 30 Pf.

Über das Gleichnis vom ungerechten Haushalter. ○○○○ **Luk. 16, 1–13.** Von Lic. G. L. Steinwender. 40 Pf.

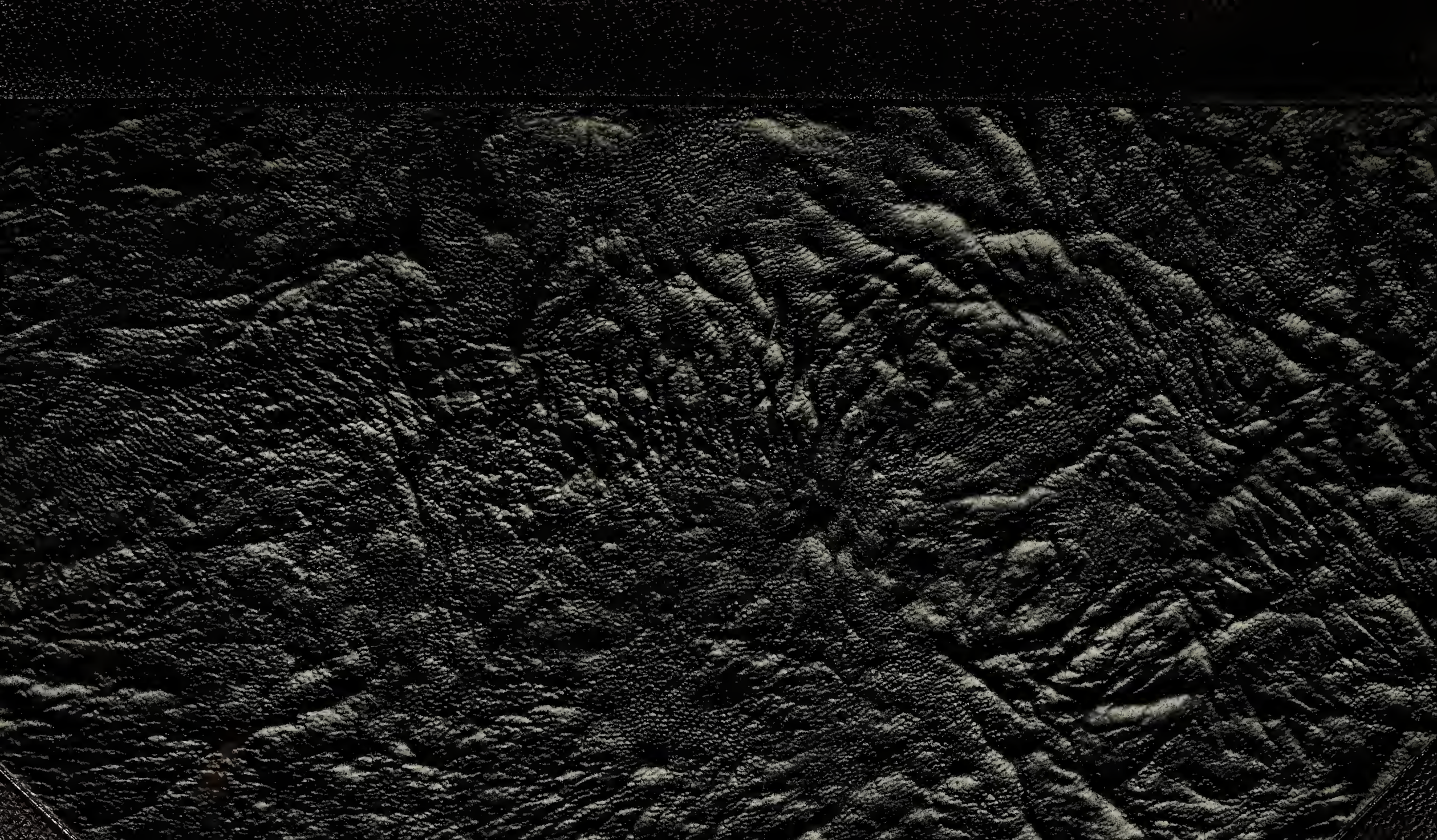
Jesus und die Menschen seiner Zeit.

Bilder aus Jesu Leben für unsere Tage von Pfr. Barthold, Müller, Schultz, Schumann, Stieb und Voigt; hrsg. von

Paul Cremer.

Preis 6 M., gebunden 7 M.

Inhalt: Jesus und der Täufer, die Heimatgenossen, Verwandten, Parteien, Jünger, Armen, Kranken, Gefallenen, Kinder, Heiden.

Mit Recht kann man unsre Zeit in wissenschaftlicher Beziehung eine Zeit der Kleinarbeit nennen. Unzählige geistige Arbeiter sind damit beschäftigt, nicht mehr wie früher ein umfassendes Problem als Ganzes aufzustellen, sondern jede Aufgabe in Einzeluntersuchungen zu zerlegen und dadurch der Forschung wesentliche Dienste zu leisten. Man kann aus diesen vielen Mosaiksteinchen ein Gesamtbild erstehen lassen, das in seinem Farbenreichtum mehr auf Geister und Gemüter einwirkt, als wenn es nur in einem Farbenton gehalten wäre.

Auch das vorliegende Buch soll ein solches Mosaiksteinchen sein. Es versucht darzustellen, wie Jesus während seines irdischen Wandels mit den verschiedenen Menschen seiner Zeit gelebt hat.